

4. Antagonistische Ordnungen.

Ernesto Laclaus und Chantal Mouffes poststrukturalistische Diskurstheorie des Sozialen

Laclau und Mouffe überführen die Diskurstheorie in eine allgemeine Sozialtheorie, die einen außer-diskursiven Referenzpunkt als *Fundament* von Gesellschaft und Politik negiert.¹ Anstatt einen *Grund* zu präsupponieren, von dem sich allgemeingültige Teilungs- und Organisationsprinzipien des Sozialen ableiten ließen, postulieren sie, dass kontingente Wir-Sie-Unterscheidungen konstitutiv für die Hervorbringung und Stabilisierung sozialer Ordnungen sind. Ihre theoretische Perspektive emergiert am Schnittpunkt von Poststrukturalismus und Kulturmarxismus. So werden Antonio Gramscis Hegemoniebegriff, die Semiotik de Saussures, der Diskursbegriff Foucaults, die Dekonstruktion Derridas und die psychoanalytische Subjekttheorie Lacans in einer antiessentialistischen Begriffsarchitektur zusammengefügt, die auf die Irreduzibilität der Macht- und Konfliktgeladenheit von sozialen Ordnungen insistiert.

Das folgende Kapitel führt in die zentralen Grundannahmen und Schlüsselbegriffe dieser Theoriearchitektur ein. Die Rekonstruktion der Hegemonie- und Populismustheorie Laclaus und Mouffes ordnet deren Komplexität dem Ziel unter, sie für eine Analyse des SVP-Populismus fruchtbar zu machen. In erster Linie geht es darum, das begriffliche Instrumentarium einzuführen, das die Analyse des SVP-Populismus anleitet. Das impliziert selektive Vereinfachungen und Verkürzungen. Allenfalls gestreift werden beispielsweise der historische Hintergrund, auf den Laclau/Mouffes gemeinsames Hauptwerk *Hegemony and Socia-*

1 Vgl. Auer 2008: 249.

*list Strategy*² antwortet, sowie ihre Gramsci-Lektüre und die Post-Marxismus-Debatte, die im Anschluss an ihre *Dekonstruktion des Marxismus* entbrannte.³ Anstelle einer historisch-genealogischen Rekonstruktion der Theorie Laclau/Mouffes stelle ich die Verknüpfung poststrukturalistisch-differenztheoretischer und hegemonietheoretischer Denkfiguren in den Mittelpunkt.⁴ Denn aus dieser Verknüpfung entsteht eine Gesellschafts- und Politiktheorie, die mich in die Lage versetzen soll, die Identitätspolitik der SVP zu rekonstruieren und an ihre Grenzen zu führen, ohne eine „privilegierte epistemologische Stelle“⁵ in Anschlag zu bringen, die ‚wirkliche Identitäten‘, ‚tatsächliche Interessen‘ oder ‚echte Konflikte‘ präsupponiert und der populistischen Konstruktion eines Volkes *a priori* für die Verzerrung dieser basalen Gegebenheiten verurteilt.

4.1 THEORETISCHE GRUNDLAGEN I: VON PERFORMATIVEN SPRACHSPIELEN UND SPRECHAKTEN ZU EINER DISKURSTHEORIE DES SOZIALEN

Den Ausgangspunkt dieses theoretischen Unterfangens bildet ein Begriff des Diskursiven, der an das antihumanistische Diskurskonzept Foucaults anschließt,⁶

2 Laclau/Mouffe 2006 [1985].

3 So der deutsche Untertitel des gemeinsamen Hauptwerkes Laclau/Mouffes (2006) [1985]. Zur Post-Marxismus-Debatte vgl. die von Norman Geras (1987) und von Michael Rustin (1988) vorgebrachte Laclau/Mouffe-Kritik sowie die Antwort von Laclau und Mouffe (1990).

4 Einen guten Überblick über die frühe, postmarxistische Rezeption Laclau/Mouffes liefert Rüdiger 1996: 137ff. Zur kontinuierlichen Ergänzung und Weiterentwicklung der Hegemonietheorie durch Laclau und Mouffe vgl. Torfing 2005: insb. 159ff.

5 Laclau/Mouffe 2006 [1985]: 28.

6 Zur anti-humanistischen Verve des Foucault'schen Diskurskonzepts vgl. exemplarisch Foucault 1988: 22ff. Mit Anti-Humanismus ist in diesem Zusammenhang selbstverständlich nicht gemeint, Foucault würde sich gegen die Werte des Humanismus oder gegen ein ‚menschliches‘ Miteinander aussprechen. Anti-Humanismus meint, dass Foucault gegen Anthropologien argumentiert, die ein mit sich selbst identisches, rationales Subjekts als logischen Ausgangspunkt von Sozialität, Handeln und Geschichte denken und faktische oder denkbare Gesellschaftsordnungen aus dieser unumstößlichen Verfasstheit des Menschen deduzieren.

dessen Unterscheidung von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken zugunsten eines alle sozialen Praktiken umfassenden Begriffs des Diskursiven jedoch verwirft.⁷ Wie dem Diskurskonzept Foucaults liegen auch jenem Laclau/Mouffes einerseits die strukturelle Sprach- und Zeichentheorie des Linguisten Ferdinand de Saussure und andererseits Ludwig Wittgensteins Konzept des Sprachspiels sowie die Sprechakttheorien von John Austin und John Searle zugrunde.⁸ Wenn gleich sich Laclau und Mouffe (anders als etwa Judith Butler⁹) weniger mit Sprechakten als mit der Semiotik de Saussures auseinandersetzen, wirkt das Bewusstsein für die Performativität von Sprache gleichwohl weichenstellend für die Diskurstheorie Laclau/Mouffes.

Im Anschluss an die sprachphilosophischen Überlegungen Wittgensteins, Austins und Searles wenden sich Laclau und Mouffe gemeinsam mit anderen Diskurstheoretiker/innen gegen die Vorstellung, Aussagen und Diskurse könnten als nicht-invasive Repräsentationen einer außersprachlichen Wirklichkeit oder als Abbilder einer subjektiven oder intersubjektiven Wirklichkeitswahrnehmung gedacht werden.¹⁰ Anstatt Sprache auf ihre Abbildfunktion zu reduzieren und nach der Wirklichkeitsadäquanz von Aussagen zu fragen, fokussieren sie die wirklichkeitskonstitutive und handlungsäquivalente Dimension von *Sprechakten*.

Aus diesem Blickwinkel sind Diskurse weder auf ihren semantischen Gehalt noch auf semiotische Aspekte zu reduzieren. Sie sind vielmehr „als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“¹¹. Das Verhältnis zwischen Sprache und sozialer Wirklichkeit wird umgedreht: Es sind demnach gerade nicht die Gegenstände, welche die einschlägigen Diskurse hervorbringen, sondern die Diskurse, die diese Gegenstände formieren. Indem die Diskurse über die Gegenstände sprechen, verorten sie diese in Sinnzusam-

7 Zur Differenzierung von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken vgl. Foucault 1988: 231ff. Zur Kritik dieser Differenzierung vgl. Laclau/Mouffe 2006 [1985]: 143f.; Laclau 1982: 14; Wrana/Langer 2007.

8 Vgl. den programmatischen Titel von Austins Hauptwerk „How to do things with words“ (1972); zur analytischen Unterscheidung von konstatierenden (lokutionären) und performativen (illokutionären) Äußerungen vgl. Austin 1968; Searle 1969; zu Wittgensteins Sprachspielbegriff vgl. Mouffe 2008: 69ff.

9 Für Butlers Auseinandersetzung mit Austins Konzept der Performativität vgl. Butler 1997: 35ff.

10 Vgl. Bachmann-Medick 2006: 36; auch Torfing 2005: 153.

11 Foucault 1988: 74; vgl. auch die Definition von Sprechakten bei Butler (1993: 123f.): „Eine performative Handlung ist eine solche, die das, was sie benennt, hervorruft oder in Szene setzt und so die konstitutive oder produktive Macht der Rede unterstreicht.“

menhängen und bringen diese als sinnhafte Entitäten hervor. Sie bestimmen, was gesagt und gedacht werden kann, „was als wahr erkannt und als falsch verworfen wird“¹².

Im Unterschied zur Diskurstheorie Jürgen Habermas' erscheinen Argumentationen nicht etwa als prozesshafte, intersubjektive Annäherungsversuche an eine zu *entdeckenden Wahrheit*, sondern als *soziale Konstruktionen von Wahrheit*¹³, die sich als kontingentes „meaning making“¹⁴ vollziehen. Die Serialität und Regelmäßigkeit (die taxonomischen Ordnungen, die binären Unterscheidungen, Korrelationen, Kausalbeziehungen und Tabuisierungen), die Diskurse auszeichnen, entstehen weder auf Grundlage des Bezugsgegenstandes noch auf Grundlage einer konstanten Rationalität, sondern dadurch, dass Diskurse spezifischen Formationsregeln folgen, die sie diskursintern perpetuieren, indem sie die Menge an intelligiblen Aussagen limitieren.¹⁵ Diskurse sind insofern machtvoll und produktive Regelsysteme, „Sinngeneratoren für Ordnungen des Denkbaren und Sagbaren“¹⁶. Sie produzieren „(allgemeinverbindliche) Wahrheiten“¹⁷ und bringen „mehr oder weniger kontinuierliche und diskontinuierliche Ordnungen“¹⁸ hervor, die Objekte und Subjekte auf spezifische Weise formieren.¹⁹

Subjekte imaginieren Diskurstheorien somit weder als sinnstiftende und selbstreflexive *Autoren* des Diskurses noch als strategisch-intervenierende Akteure.²⁰ Das Subjekt geht dem Diskurs nicht voraus. Gleich den Objekten sind

12 Hirsland/Schneider 2011: 402.

13 Ich paraphasiere hier Laclau (1989: 79) paradigmatische Unterscheidung von „arguments as discovery“ und „arguments as social construction“. Zur Unterscheidung der Diskursbegriffe von Jürgen Habermas einerseits und von Foucault und Laclau/Mouffe andererseits vgl. Nonhoff 2004.

14 Fairclough 2007: 10.

15 Vgl. exemplarisch Foucault 1991 u. 1988: 58 u. 92; erläuternd Moebius 2009: 91ff.

16 Reckwitz 2008b: 193

17 Bublitz u.a. 1999: 11.

18 Keller 2005: 125.

19 So lassen sich Diskurse verstehen als „Praktiken der Repräsentation, das heißt Praktiken, in denen sich Objekte, Subjekte und Zusammenhänge auf eine bestimmte, regulierte Weise dargestellt werden und in dieser Darstellung als spezifische Beobachterkategorie erst produziert werden“ (Reckwitz 2008b: 203).

20 Hierin besteht der zentrale Unterschied zu einem wissenssoziologischen Konstruktivismus (vgl. Berger/Luckmann 2010). Für eine Verknüpfung von Wissenssoziologie und Diskursanalyse plädieren insbesondere die Vertreter der sogenannten wissenssoziologischen Diskursanalyse, die gerade vonseiten der Politologie stark rezipiert wird

Subjekte mitsamt ihren Interessen, Einstellungen und Motiven die *Effekte* diskursiver „Anrufung“²¹, ein „historisch-spezifisches Produkt der ‚Subjektivierung‘ durch den Diskurs“²², der die Bedingungen einer anerkennungswürdigen Subjektivität diktiert.²³

Diskursanalysen haben insofern einen „de-ontologisierenden Charakter“²⁴: Es geht nicht oder nicht in erster Linie um die empirisch beobachtbare Faktizität sozialer Institutionen und menschlicher Handlungsweisen, sondern darum jene Epistemologien infrage zu stellen, die diese Institutionen und Handlungsweisen normalisieren und etwaige Alternativen pathologisieren. Die kritisch-emanzipatorische Stoßrichtung, die mit dieser Gesellschafts- und Subjektanalytik verbunden ist, zielt folglich nicht auf die Verwirklichung einer machtfreien, ‚wahrhaft menschlichen‘ Utopie, sondern auf eine Politik der *Entunterwerfung*. Es geht darum, Gegendiskurse zu initiieren, Handlungsspielräume zu eröffnen und „Formen der Subjektivität“²⁵ zu entwerfen, die etablierte Vorstellungen von Notwendigkeit, Normalität und Rationalität konterkarieren.²⁶

Dieses im Wesentlichen durch Foucault geprägte Diskurskonzept liegt auch der Hegemonietheorie Laclau/Mouffes zugrunde. Im Unterschied zur Foucault’schen Tradition²⁷ ist das Diskursive für Laclau und Mouffe jedoch

(vgl. Keller 2005; für die politologische Adaption vgl. etwa Nullmeier 2006). Insofern dieser Ansatz die strategisch motivierten, „intentionalen Deutungsaktivitäten politischer AkteurInnen und deren Produktion politikrelevanten Wissens“ (Pieper 2006: 275) fokussiert, führt er ein Akteurskonzept in die Foucault’sche Diskurstheorie ein, das nicht kompatibel mit dessen anti-humanistischem Impetus ist.

21 Der Begriff der Anrufung bzw. der Interpellation stammt von Louis Althusser (1977).

22 Reckwitz 2006: 341; Laclau 1989: 80.

23 Vgl. Laclau 2003: 431; Reckwitz 2000: 16. Für Judith Butler wird die „Unterwerfung unter die akzeptablen Formen von Subjekthaftigkeit“ infolgedessen zur begehrten „Voraussetzung von Subjektivität“ (Reckwitz 2008a: 81). Für diesen simultanen Prozess von Werden und Unterordnen, der mit der diskursiven Subjektivierung einhergeht, prägte sie den Begriff „asujetissement“ (Butler 2001: 81ff.; vgl. auch Möbius 2009: 153ff.).

24 Bublitz u.a. 1999: 13.

25 Foucault 1987: 250.

26 Vgl. Butler 2002.

27 In diese Tradition stellen sich insbesondere die mit Rainer Keller assoziierte Wissenssoziologische Diskursanalyse (kurz: WDA), die ‚Foucault‘ mit der Wissenssoziologie Berger/Luckmanns und deren Akteurskonzept zu verbinden versucht (vgl. Keller 2005), und die Critical Discourse Analysis (kurz: CDA), die insbesondere von Ruth

nicht auf eine sprachlich vermittelte Ideen- und Wissenssphäre beschränkt. Bei Laclau und Mouffe bezeichnet es vielmehr die allgemeine Konstitutionsebene des Sozialen, „das Ensemble der Phänomene gesellschaftlicher Sinnproduktion, das eine Gesellschaft als solche begründet“.²⁸

Diese Verschiebung ermöglicht Laclau und Mouffe, das Soziale mit dem Diskursiven gleichzusetzen und die Unterscheidung „einer sozial-strukturellen, materialen und einer kulturellen, diskursiven Ebene“²⁹ zu unterminieren. Diskurse sind nicht „aus anderem Stoff“³⁰ gemacht als soziale Praktiken im herkömmlichen Sinn; sie umfassen nicht bloß „mentale oder textuelle Phänomene, sondern tatsächlich materiale, sinnhaft konstituierte Komplexe von Praktiken“³¹. Als Stätte der Bedeutungsproduktion umfasst das Diskursive also sowohl sprachliche als auch nicht-sprachliche Praktiken.³² Denn nicht nur eine sprachlich vermittelte Ideenwelt, sondern „[a]uch Objekte, Subjekte, Zustände und Praktiken ergeben erst im sozialen Relationsgefüge einen je spezifischen Sinn“³³ und können daher diskurstheoretisch gelesen werden.

Zu behaupten, dass es „nichts Gesellschaftliches [gibt], das außerhalb des Diskursiven“³⁴ läge, bedeutet keineswegs, die Existenz einer nicht-diskursiven *Umwelt* des Sozialen zu negieren. So existiert beispielsweise das Hochgebirge, das einen Großteil des schweizerischen Staatsgebietes ausmacht, unabhängig da-

Wodak und Norman Fairclough vorangetrieben wurde (vgl. etwa Fairclough/Wodak 1997). Sowohl Keller als auch Fairclough und Wodak machen die Unterscheidung von Diskursiven und Nicht-Diskursivem stark und unterscheiden zwischen einer sozial-strukturellen und einer ideologisch respektive wissensmäßig organisierten Sphäre von Gesellschaft. Die Kritische Diskursanalyse Siegfried und Margarethe Jägers (Jäger/Jäger 2007) arbeitet sich zwar ebenfalls in erster Linie an Foucault ab. Jedoch äußert sich Siegfried Jäger kritisch gegenüber dem „stark im Verbalen verfangenen Diskursbegriff“ Foucaults und weist insofern bereits in Richtung des umfassenden Begriffs des Diskursiven bei Laclau und Mouffe (vgl. Wrana/Langer 2007).

28 Laclau 1981: 169; vgl. auch Laclau 1982: 15; Laclau/Mouffe 1990: 100ff.

29 Stäheli 2001: 200.

30 Reckwitz 2008b: 204.

31 Reckwitz 2006: 342.

32 Der Diskursbegriff unterläuft damit die binäre Unterscheidung zwischen einer idealistischen Vorstellungswelt der Sprache und einer materiellen Welt der harten Fakten. Aussagen sind genauso real wie Taten, weil beide Wirklichkeit schaffen (vgl. Laclau/Mouffe 1990: 102; sowie Reckwitz 2006: 342).

33 Nonhoff 2007a: 9.

34 Auer 2008: 249.

von, ob es als agrarischer Ungunstraum, Verkehrshindernis, Wasserschloss, militärisches *Réduit*, Natur- oder Kulturraum, Freizeitpark oder als Ursprungs- und Kraftort eines *homo nationalis* besprochen oder behandelt wird. Die Identität der Alpen changiert jedoch, je nachdem ob man primär Ackerbau zu betreiben versucht, sie durchqueren möchte, Staudämme oder Bunkeranlagen errichtet, die ursprüngliche Naturlandschaft wiederherstellen oder die traditionelle Kulturlandschaft erhalten will, sie für den Wintermassentourismus erschließt oder zum prägenden Stammland des Schweizervolkes stilisiert.³⁵

Das Beispiel macht deutlich, dass die Trennung zwischen „Materialität“ und „Ideenwelt“ hinfällig ist. Die Bedeutung auch der materiell-physischen Umwelt wird erst durch ein Geflecht von Praktiken konstituiert, das Objekte, Handlungen und Aussagen zueinander in Beziehung setzt und auf diese Weise Subjektpositionen bereitstellt, mit denen sich soziale Akteure identifizieren.³⁶ Infolgedessen kann das Soziale mit dem Diskursiven identifiziert werden und die Diskurstheorie als allgemeine Sozialtheorie reformuliert werden, ohne einem Idealismus zu huldigen, der die materiellen Aspekte von Gesellschaft aus den Augen verlieren würde.³⁷

4.2 THEORETISCHE GRUNDLAGEN II: POSTSTRUKTURALISMUS, *DISCURSIVE TURN* UND POSTFUNDAMENTALISTISCHE EPISTEMOLOGIE

Während Foucault sowohl in seinen archäologischen als auch in seinen genealogischen Arbeiten primär auf eine Historisierung der Regime anthropologischen Wissens zielt, die subjektive Identifikationsmöglichkeiten konstituieren und begrenzen, entwickeln Laclau und Mouffe auf Grundlage dieses umfassenden Diskursbegriffs eine allgemeine Sozialtheorie, die Gesellschaft als Effekt konkurrierender hegemonialer Projekte lesbar macht und Möglichkeiten der Infragestellung sozialer Verhältnisse auslöst. Hierfür knüpfen Laclau und Mouffe an die

35 Ähnliches gilt beispielsweise auch für den ‚Deutschen Wald‘, dem die diskursiven Praktiken von Heimatschützern ebenfalls einen anderen Sinn verleihen als jene der Holzindustrie, oder für die Pflastersteine, die normalerweise als Bürgersteig dienen, im Rahmen einer Demonstrationen jedoch in Schaufenster geworfen werden (vgl. Nonhoff 2004: 76f.).

36 Vgl. Howarth/Stavrakakis 2000: 3.

37 Vgl. Laclau/Mouffe 1990.

strukturelle Linguistik Ferdinand de Saussures und den Dekonstruktivismus Jacques Derridas an.

Wie alle semiotisch begründeten Varianten des Poststrukturalismus präsupponieren Laclau und Mouffe, dass das Soziale wie eine Sprache strukturiert ist.³⁸ In Analogie zum Begriff der *langue* definieren Laclau und Mouffe einen Diskurs als übersubjektives, konventionalisiertes und singulären Sprechakten (*paroles*) vorstehendes Differenzsystem aus arbiträren Zeichen.³⁹ Wie eine Sprache ist ein Diskurs nicht als eine „Nomenklatur“ zu verstehen, deren Begriffe gleich Etiketten, den Gegenständen und Konzepten anhefteten, die sie bezeichnen.⁴⁰ Die Signifikanten, aus denen sich Sprachen und Diskurse zusammensetzen, symbolisieren nicht gegebene Objekte oder vorsprachliche Ideen.⁴¹ Ihre Bedeutung entsteht vielmehr aus der Differenzrelation zu anderen Signifikanten innerhalb des Systems.⁴² Die Arbitrarität der Zeichen bedeutet nicht nur, dass die Beziehung zwischen Signifikant und Signifikat kontingent ist, sondern auch, dass dem Bezeichneten kein Wesen innewohnt, das es erlauben würde, es als kohärente, der Bezeichnung vorgängige Einheit zu begreifen. Sinn entsteht nicht retroaktiv, durch Referenz auf eine gegebene Essenz des Bezeichneten, sondern systemimmanent und *ex negativo*, indem Zeichen oder Elemente auf kontingente Weise zueinander in Beziehung gesetzt und voneinander unterschieden werden.⁴³ Übertragen auf die Gesellschaftstheorie, heißt das, dass

„Gesellschaft nicht aus ‚Letztelementen‘ wie z. B. Individuen oder auch einzelne Handlungen besteht, die miteinander Verbindungen eingehen. Vielmehr entstehen die einzelnen ‚Elemente‘ erst in einem Beziehungsgeflecht. Erst durch die Position in einem derartigen Gewebe, und somit durch die Abgrenzung von anderen Positionen, kommen ‚Elemente‘

38 Vgl. Moebius 2009: 96f.; sowie Bachmann-Medick 2006: 36.

39 Vgl. Saussure 1967: 76ff. u. 132ff. bzw. Laclau/Mouffe 2006 [1985]: 142ff. In Analogie zur Unterscheidung von *langue* und *parole* bei Saussure werden Laclau und Mouffe von Diskurs und Artikulation sprechen (s.u.). Der Artikulationsbegriff taucht bereits bei Saussure (1967: 12 u. 134) auf.

40 Vgl. ebd.: 76.

41 Vgl. ebd.: 133; sowie erläuternd Howarth 2000: 19.

42 Vgl. Saussure 1967: 132.

43 „In der Sprache gibt es nur Verschiedenheiten ohne positive Einzelglieder“ und „die Sprache ist eine Form und nicht eine Substanz“, so die einschlägigen Axiome des „Cours de Linguistique Générale“. Ebd.: 143 u. 146.

zustande. Wenn also kein Element aus sich heraus bestimmt werden kann, dann bekommt die Beziehung zu dem, was es nicht ist, eine zentrale Bedeutung.“⁴⁴

Die Objektivität eines Elements entsteht also erst dadurch, dass es auf bestimmte Art und Weise *besprochen* wird, innerhalb eines „kulturellen Differenzsystems“⁴⁵ positioniert und zu anderen Elementen in Beziehung gesetzt wird, wobei diese Differenzbeziehungen nicht einer wesenhaften Diversität entspringen, sondern sozial konstruiert, kontingent und historisch geworden sind.⁴⁶

Saussures Vorstellung einer bedeutungskonstitutiven Differenz legt den Grundstein für eine konstruktivistische Gesellschaftstheorie, in der kein Element vor seiner relationalen Positionierung als selbstidentisches „Letztelement“⁴⁷ existiert. Soziale Ordnung wird nicht auf unhintergehbare Essenzen zurückgeführt, sondern als Effekt kontingenter und regelhafter Repräsentationen vorgestellt, die Entitäten zueinander in Beziehung setzen, voneinander unterscheiden und erst dadurch konstituieren. Sinnzusammenhänge, Bedeutungen, Identitäten und Gesellschaften entstehen erst aus der relationalen Fixierung von Elementen im Rahmen konventionalisierter Differenzsysteme. Da keine soziale Entität ihre Bedeutung aus einer ihr innewohnenden Essenz heraus erlangt, sondern nur in Differenz zu anderen Elementen erhält, lässt sich auf Grundlage des *Cours de Linguistique générale* eine dezidiert sozialkonstruktivistische Position beziehen, die gegen die unterschiedlichen Varianten der Verdinglichung und Naturalisierung gesellschaftlicher Verhältnisse polemisiert.

Die Theorien de Saussures, Lévi-Strauss', Althussters und anderer Strukturalisten bergen jedoch die Gefahr, die Essentialismen anderer Sozialtheorien durch einen Essentialismus geschlossener Systeme zu substituieren. Denn ihre strukturalistischen Modelle legen nahe, dass die starre Struktur des Systems jede soziale Praxis determiniert.⁴⁸ Wenn dem so wäre, würde jede Handlung notwendig „dem Prinzip der Wiederholung“⁴⁹ unterliegen und ein Diskurs würde durch zitathafte

44 Stäheli 2000: 9.

45 Reckwitz 2008a: 80.

46 Vgl. Laclau 1982: 15.

47 Stäheli 2000: 9.

48 Vgl. Howarth 2000: 28. Wenngleich bereits bei Saussure die Beziehungen zwischen den Signifikanten dem sozial konstruierten Charakter der Struktur logisch nachgeordnet sind, sorgt die Geschlossenheit der Struktur doch dafür, dass soziales Handeln nur als Repetition und nicht als Variation oder Verschiebung von Struktur gedacht werden kann.

49 Laclau/Mouffe 2006 [1985]: 143.

Reproduktionen der Differenzrelationen erstarren. Das strukturalistische Axiom geschlossener Systeme muss sich daher für ein dynamisierendes Moment öffnen, ohne den Dualismus von Struktur und Handlung zu erneuern und durch die Einführung eines planvoll intervenierenden Subjekts in Widerspruch zum Paradigma generativer, vorsubjektiver Regelsysteme zu geraten.⁵⁰

Um zu erfassen, wie die Signifikationssysteme de Saussures variiert werden, schließen Laclau und Mouffe an Derridas Dekonstruktion an. Derrida löst die Zuordnung zwischen Signifikant und Signifikat und fasst die von Saussure als stabiles Differenzsystem konzipierte *langue* als azentrische und daher unab-schließbare „Spielbewegung“⁵¹, in der Differenzen fortlaufend kreierte werden. In diesem Spiel entbehren die Zeichen nicht nur eine ursprüngliche, sondern auch eine ultimativ konventionalisierte Differenz (Identität). Sie zeigen lediglich *Spuren* einer mitschwingenden Bedeutungsgeschichte, auf der ihre *Iterabilität*, ihre Wiederholbarkeit und ihr Wiedererkennungswert in unterschiedlichen Kontexten und Diskursen gründen.⁵²

Anstelle des klassischen Dualismus von (objektiver) Struktur und (subjektiver) Handlung, in dem erstere die stabilen, zweitere die dynamischen Aspekte von Gesellschaft erklärt, verwandelt sich die Struktur in ein rhizomatisches Geflecht aus bedeutungstragenden Elementen, das selbst brüchig, dynamisch und ereignishaft ist. Die relative Stabilität von Sinnzusammenhängen ist nicht mehr durch eine geschlossene Struktur determiniert, sondern ein möglicher Effekt der performativen Hervorbringung, die sich in Form von Wiederholungen vollzieht.⁵³ Es gibt keinen unverrückbaren Identitätskern und kein basales Original, die an einer gesellschaftlichen Oberfläche als mehr oder weniger stark verzerrte Kopien zum Ausdruck kämen, sondern nur Zitationen diskursiv erzeugter Sinnzusammenhänge, die zu imaginären Originalen sedimentieren und als Identifikationsschablonen angeeignet werden.⁵⁴

Wegweisend für diese Überwindung der Stabilitätszentrierung des Strukturalismus ist die Gleichzeitigkeit von Verschiebung und Unterscheidung, die Derrida mit dem polysemischen Neologismus der *différance*⁵⁵ bezeichnet. Denn durch

50 Vgl. Reckwitz 2006: 342.

51 Derrida 1990a: 89.

52 Zum Konzept der Iterabilität vgl. Howarth 2000: 41ff.

53 Diese Vorstellung einer durch performative Wiederholung hervorgebrachte, und später naturalisierte Struktur, ist zugleich der Dreh- und Angelpunkt der Gendertheorie Judith Butlers (exemplarisch Butler 1997: 35ff. sowie zsf. Schäfer 2013: 195ff.).

54 Moebius 2009: 155.

55 Zum Konzept der *différance* vgl. Derrida 1990a: 83.

die *différance* halten Derrida und seine Schüler an Saussures Paradigma ‚Identität = Differenz‘ fest, betonen jedoch entgegen der statischen Strukturalität des Modells des Genfer Linguisten, dass sich Bedeutungen prozedural, durch ein kontextuelles *Different-Werden* der Zeichen vollzieht. Die binären Begriffspaare, von denen strukturalistische Theoretiker/innen wie Lévi-Strauss oder Althusser ausgingen, existieren als sozial strukturierende Ordnungen nach wie vor, doch sind diese Ordnungen keineswegs starr, wie das Modell der strukturalen Linguistik suggeriert, sondern auf die stetige und potentiell alternierende Aktualisierung ihrer selbst angewiesen.

Infolgedessen erscheint das von Althusser geprägte und für den frühen Kulturmarxismus zentrale Konzept der Überdeterminierung nicht mehr als ontisches Phänomen bzw. als erklärungsbedürftige, empirische Tatsache, nach der sich bei der Bildung gesellschaftlicher Strukturen vielfältige Faktoren überlagern, sondern als ontologische Konstitutionsbedingung des Sozialen.⁵⁶ Wenn keine Differenz auf ein begründendes Original verweist, das ihre Adäquanz verbürgen könnte, sondern aus dem unabschließbaren Spiel der *différance* hervorgeht, dann wohnt den Beziehungen zwischen den Differenzen eine Unentscheidbarkeit inne, die deren Stabilität unterwandert. Folglich ist jede Identität kontingent und resignifizierbar. Kontingenz und Resignifizierbarkeit beziehen sich nicht bloß auf einen ideologisch verfassten, superstrukturellen Teilbereich von Gesellschaft, der sich von einem anderen (ökonomisch, funktional oder natürlich) determinierten Bereich unterscheiden ließe; sie avancieren selbst zur irreduziblen Wurzel des Sozialen.

Gesellschaft wird nicht mehr von einer „privilegierten epistemologischen Stelle“⁵⁷ (sei es Gott, die Natur des Menschen, die Produktionsverhältnisse oder ein universelles Konzept von Vernunft) deduziert. Stattdessen wird „infolge der Abwesenheit eines Zentrums oder eines Ursprungs alles zum Diskurs [...], das heißt zum System, in dem das zentrale, originäre oder transzendente Signifikat niemals absolut, außerhalb des Systems von Differenzen, präsent ist“⁵⁸. Aus der Absenz eines transzendentalen Signifikats folgt, dass sich das „Spiel des Bezeichnens ins Unendliche“⁵⁹ erweitert und dass dieses Spiel als „eine Reihe ei-

56 Zur poststrukturalistischen Radikalisierung des Begriffs der Überdeterminierung vgl. Laclau/Mouffe 2006 [1985]: 140f.

57 Ebd.: 28.

58 Derrida 1990b: 117.

59 Ebd.

inander substituierender Zentren, als Verkettung von Bestimmungen des Zentrums gedacht werden“⁶⁰ muss.

Die Negation eines Ursprungs, der die Reproduktion eines Diskurses determinieren würde, impliziert nicht nur die Unabschließbarkeit des Spiels. Die *différance* sorgt auch dafür, dass jeder *Spielzug*, jede performative Sinnselektion, die in der fortlaufenden Realisierung spezifischer Bedeutungen (Differenzen) vollzogen wird, mit der Negation von Alternativen einhergeht, sodass jedem Diskurs ein Moment der Unentscheidbarkeit immanent ist, der verhindert, dass er sich als geschlossene Totalität konstituieren kann.

Wenn Bedeutung nur *ex negativo*, durch eine unentscheidbare Entscheidung hergestellt werden kann, dann „kann das Sein eines Objekts niemals als reine ‚Präsenz‘ oder ‚Objektivität‘ konzipiert werden“⁶¹. Jede Identität und jede Gesellschaft wird stets durch ein diskursives Außen geformt und unterminiert, das sie verwirft, um sich zu konstituieren – ein Gedanke, den Derrida in der Figur des *konstitutiven Außen* zum Ausdruck bringt.⁶²

„Jede Anordnung, jede zeit-räumliche, soziale oder symbolische Ordnung und Struktur, jeder Diskurs, jede Identität, jede Institution bzw. jeder Kontext grenzt sich von einem Anderen, einem Außen ab, auf das er jedoch angewiesen ist, um sich (begrenzend) zu schließen und um existieren zu können.“⁶³

Demnach ist die Vorstellung einer wesenhaften Substanz respektive eines Grundes, welcher der symbolischen Repräsentation zugrunde liegt, als Effekt zu dechiffrieren, der in einem Außen diskursiv hervorgebracht wird.⁶⁴ Die Denkfigur des konstitutiven Außen macht darauf aufmerksam, dass Zugehörigkeit und Kohäsion erst durch die Produktion und den Ausschluss eines Fremden hergestellt werden können. Sie postuliert eine „irreduzible Verschränkung“⁶⁵ des Anderen und des Eigenen: „The ‚other‘ is never outside or beyond us; it emerges forcefully, within cultural discourse, when we think we speak most intimately

60 Ebd.: 116.

61 Mouffe 2008: 36.

62 Für eine kompakte Darstellung der Denkfigur des konstitutiven Außen und der damit verbundenen Radikalisierung des Strukturalismus bei Derrida vgl. Howarth 2000:35ff.; sowie Moebius 2009: 149ff.

63 Moebius 2009: 151.

64 Vgl. Schäfer 2013: 218.

65 Moebius 2009: 151.

and indigenously ‚between ourselves‘.⁶⁶ Die Konstruktion von Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit verläuft demnach simultan und reziprok. Man verwirft eine *innere Differenz* und stilisiert sie zu dem Unterschied schlechthin, zu einer *inkompatiblen* Differenz zwischen sich und einem Anderen. Kollektivierende Anrufungsbegriffe wie Proletariat, Volk, Sozialdemokraten, *juste milieu* und Neue Mitte, alle Begriffe, die ein metonymisches ‚Wir‘ realisieren, sind stets mit einem Anderen, einem ‚Sie‘ konfrontiert, das sie zwar bezeichnen müssen, aber eigentlich nicht bezeichnen können, da es sich nicht etwa um eine schlichte Differenz innerhalb des Diskurses, sondern um ein verworfenes Anderes der Identität handelt.

Wenn eine soziale Formation aus kontingenten Grenzziehungen hervorgeht, wird die Grenze zu einer eigentümlichen Institution: Sie ist konstitutiv für die Form und die Kohäsion einer Identität und zeigt gleichzeitig an, dass es sich um ein prekäres Verhältnis handelt. Die Grenzziehung gegenüber dem Anderen impliziert eine dialektische Beziehung von Kontingenz und Notwendigkeit. Auf der einen Seite ist das Andere unentbehrlich für die Einheit des Diskurses. Es ist die notwendige Bedingung seiner Objektivität, dasjenige, was „ausgeschlossen werden muss, damit die symbolische Ordnung sich ihrer [...] ‚inneren Reinheit‘ versichern kann“⁶⁷. Auf der anderen Seite bezeugt es die Unentscheidbarkeit der Struktur. In der Irreduzibilität des Anderen manifestiert sich die Unvollständigkeit innerer Einheit; seine Präsenz unterminiert die Versuche finaler Schließungen des Diskurses.

Die Dekonstruktion fokussiert die „permanente Destabilisierung [...] kultureller Signifikationsysteme, Identitäten und Wissensordnungen, die Brüchigkeit von Sinnzusammenhängen, aber auch die Produktion von neuartigen, unberechenbaren Sinnelementen“⁶⁸. Während der Strukturalismus die Stabilität sozialer Beziehungen überstilisierte und daran scheiterte, Wandel und Diskontinuität zu theoretisieren, laufen die Denkfiguren der Dekonstruktion Gefahr, die Instabilität und Veränderbarkeit sozialer Ordnungen überzustrapazieren.⁶⁹ Für sich genommen würde das poststrukturalistische Axiom radikaler Kontingenz in der Tat auf

66 Bhabha 1990: 4.

67 Moebius/Reckwitz 2008: 16.

68 Moebius 2009: 152.

69 Aus einer von Derrida informierten Perspektive wohnt jeder Wiederholung eine Modifikation respektive eine Bedeutungsverschiebung inne, da der Kontext, der die Bedeutung der wiederholenden Sprechhandlung mitkonstituiert, nie absolut identisch ist. Auf dieser Überlegung gründet die Formulierung einer poststrukturalistischen Praxeologie Hilmar Schäfers (2013).

die gesellschaftsanalytisch stumpfe Annahme hinauslaufen, dass Differenzen fortwährend verschoben und alle Identitäten gleichermaßen resignifiziert werden können. Um diesem Fallstrick zu entgehen, muss das Konzept der *différance* durch eine Theorie ergänzt werden, die analysieren kann, wie die gleitenden Signifikanten provisorisch *arretiert* und wie die „Signifikationssequenzen“⁷⁰ und Grenzziehungen, durch die sich Diskurse, Identitäten und Gesellschaften konstituieren, temporär stabilisiert werden. Der theoretische Ausgangspunkt der Unentscheidbarkeit muss durch eine Theorie der Entscheidung ergänzt werden, die zu erfassen vermag, wie bestimmte ‚Texte‘ konserviert werden und zumindest zeitweise als plausibel, legitim oder alternativlos anerkannt werden. Denn nur so lässt sich beschreiben, wie soziale Identitäten entgegen ihrer prinzipiellen Kontingenz erfolgreich konventionalisiert werden, wie sie ihre Selbstverständlichkeit verlieren, in Frage gestellt und neu organisiert werden. Auf derlei Fragen, die mit Derrida zwar angeschnitten, aber nicht ausreichend theoretisiert werden können, antwortet die Hegemonietheorie von Laclau und Mouffe, indem sie ein Begriffsinstrumentarium entwirft, das die Möglichkeit und Notwendigkeit von Sinnfixierungen auslotet, aber auch ihre Grenze und ihr Scheitern ins Visier nimmt.

4.3 ECKPUNKTE EINER POSTSTRUKTURALISTISCHEN DISKURSTHEORIE

Ehe ich mich auf die Theorie Laclau/Mouffe konzentriere, seien folgende drei Pointen einer poststrukturalistischen Diskurstheorie nochmals festgehalten: Erstens wird die im Strukturalismus apostrophierte Stabilität der Differenzen prozeduralisiert. Vor dem Hintergrund der infiniten Aufgeschobenheit und des Gleitens der Differenzen erscheinen Diskurse nicht als geschlossene Totalitäten, sondern als „incomplete linguistic systems that are produced by the ‚play of differences““⁷¹. Das Soziale wird nicht mehr auf eine basale Instanz, ein Fundament oder ein Zentrum zurückgeführt, das die Positionen, mit denen sich Subjekte identifizieren, präterminiert. Stattdessen wird es als unabschließbares Spiel konzipiert und als Möglichkeitsraum vorgestellt, der durch diskursive Sinnfixierungen und die ihnen immanenten Ausschlüsse provisorisch strukturiert

70 Reckwitz 2006: 342.

71 Howarth 2000: 42.

wird.⁷² Daher kann Gesellschaft auch nicht als „einheitliches Objekt“ gedacht werden, das „ihre eigenen partialen Prozesse begründen“ könnte.⁷³ Gesellschaft gibt es nur als Zwischenergebnis von mehr oder weniger erfolgreichen Repräsentationsleistungen von Gesellschaft, die immer mit den Bedeutungsüberschüssen der *différance* konfrontiert sind.

Die Dekonstruktion dechiffriert soziale Identitäten und die ihnen immanenten Wissensordnungen als kontingente Produkte einer Geschichte der Macht, in der um grundbegriffliche Hierarchien, anerkennungswürdige Subjektpositionen und Herrschaftsverhältnisse gerungen wird.⁷⁴ Indem sie der jeweils formierten Objektivität eine irreduzible Unentscheidbarkeit entgegenhält und die Kontingenz und Machtimmanenz von Sinnselektionen ontologisch verankert, entfaltet sie zweitens eine politische Logik.⁷⁵

Drittens ist der poststrukturalistischen Diskurstheorie ein ethisches Moment immanent. Es handelt sich um eine „Praxis der Lektüre“⁷⁶, die dazu auffordert, Diskurse mit ihrem verworfenen Anderen zu konfrontieren. Sie forciert eine Ethik, die sich kritisch gegenüber universalistischen Erzählungen verhält, ihr Ziel aber nicht darin erkennt, diese Erzählungen und die darin eingebetteten gesellschaftlichen (Herrschafts-)Verhältnisse von einem Ort jenseits der Macht zu kritisieren und schließlich zu überwinden, sondern für eine dauerhafte Politisierung zu öffnen.

72 In „Hegemonie und radikale Demokratie“ bezeichnen Laclau und Mouffe diesen Möglichkeitsraum als Feld der Diskursivität (Laclau/Mouffe 2006 [1985]: 149) – ein Begriff, der in späteren Arbeiten nicht mehr auftaucht.

73 Laclau 1990b: 90.

74 Vgl. Siggrow 2009: 30f.

75 Entsprechend konstatiert Derrida: „Die Tatsache aber, dass die Dekonstruktion scheinbar politisch neutral ist, erlaubt uns einerseits eine Reflexion über das Wesen des Politischen und andererseits, und das ist es was mich an der Dekonstruktion interessiert, eine Hyperpolitisierung. [...] Dekonstruktion ist Hyperpolitisierung“ (Derrida 1999: 189). Es ist insbesondere dieses Denken des Politischen, das die Hegemonietheorie Laclau/Mouffes radikalisiert und begrifflich engführt wird (Vgl. exemplarisch Mouffe 1999: 14).

76 Moebius/Quadflieg 2006: 299.

4.4 DIE KONZEPTUELLEN BAUSTEINE DER HEGEMONIETHEORIE

Wie Derrida beziehen Laclau und Mouffe eine *postfundamentalistische Position*⁷⁷: Die Vorstellung, Gesellschaft ließe sich von universellen Geltungskriterien ableiten und ein für alle Mal als objektive, gerechte oder rationale Ordnung begründen, wird zurückgewiesen. Die mittels des Konzepts der *différance* vollzogene Dekonstruktion der Geschlossenheits- und Stabilitätsannahme der synchron orientierten Linguistik de Saussures rekonzipiert Sprache als unendliches Spiel, in dem Differenzen fortlaufend verschoben und modifiziert werden. So können Laclau und Mouffe im Anschluss an Derrida, das Diskursive als unentscheidbares Terrain denken, auf dem jede Fixierung von Sinn und somit jede stabilisierte Gesellschaftsform unterwandert wird.

Dieses radikal kontingente Terrain ist das Spielfeld der Hegemonie. Denn wenngleich es unmöglich ist, Sinn im Rahmen einer geschlossenen Totalität zu fixieren, sind provisorische Sinnstabilisierungen möglich. Diese prekären Stabilisierungen von Sinnzusammenhängen bezeichnet der Hegemoniebegriff. Hegemoniale Projekte – man denke etwa an den Marxismus, den Fordismus, die Soziale Marktwirtschaft, den Neoliberalismus oder die ‚Modernisierung‘ der Sozialdemokratie durch Toni Blair und Gerhard Schröder mit dem Projekt des Dritten Weges – zielen darauf, historisch-spezifische Diskurse als allgemeingültig und alternativlos zu universalisieren. Die genannten Beispiele machen deutlich, dass es sich bei hegemonialen Diskursen nicht nur um politische Strategien zum Gewinn von Mehrheiten handelt. Hegemoniale Projekte wirken operativ in der Gesellschaft, indem sie die prinzipielle Unbestimmtheit des Sozialen vorübergehend kompensieren und bestimmte Identitäten als anerkennungswürdig und begehrenswert präsentieren.⁷⁸

4.4.1 Artikulation, Diskurs, Knotenpunkte

Um zu beschreiben, wie Hegemonien etabliert, konsolidiert und infrage gestellt werden, führen Laclau und Mouffe die grundlegende Unterscheidung zwischen *Artikulation* und *Diskurs* respektive zwischen *Elementen* und *Momenten* ein. Unter Artikulation verstehen sie

77 Vgl. zum Begriff Marchart 2007.

78 Vgl. Reckwitz 2006: 343.

„jede Praxis, die eine Beziehung zwischen Elementen so etabliert, dass ihre Identität als Resultat einer artikulatorischen Praxis modifiziert wird. Die aus der artikulatorischen Praxis hervorgehende strukturierte Totalität nennen wir *Diskurs*. Die differentiellen Positionen, insofern sie innerhalb eines Diskurses artikuliert erscheinen, nennen wir Momente. Demgegenüber bezeichnen wir jede Differenz, die nicht diskursiv artikuliert ist, als *Element*.“⁷⁹

Artikulationen sind also Praktiken, die Elemente zueinander in Beziehung setzen und dadurch Sinn generieren. Sie verknüpfen *flottierende Signifikanten* und verwandeln sie durch die Institution von so genannten *Knotenpunkten* in partiell fixierte Momente eines Diskurses.⁸⁰ Unter Knotenpunkten werden Signifikanten verstanden, die Elemente in ein Beziehungsgeflecht integrieren und ihre Differenz/Identität provisorisch arretieren.⁸¹ Knotenpunkte schaffen „operative Paradigmen“⁸². Sie kreieren stabile Ensembles aufeinander bezogener Aussagen und Konzepte, die durch ihre Iteration als diskursiv-normative Anweisungsstrukturen fungieren und auf diese Weise bestimmte Regelmäßigkeiten und Normalitäten hervorbringen.

Welche Signifikanten als Knotenpunkte instituiert werden und welche Sinnzusammenhänge dadurch hergestellt werden, ist kontingent. Denn Artikulationen sind streng postfundamentalistisch zu denken. Sie besitzen „keine Konstitutionsebene vor oder außerhalb der Verstreuung der artikulierten Elemente“⁸³. Artikulationen werden also nicht etwa durch eine ihnen vorgeordnete Instanz präterminiert und dürfen daher auch nicht als Nachbildungen eines außerdiskursiven Bauplanes missverstanden werden. Es handelt sich um hegemoniale, so oder anders mögliche Verknüpfungen, die sich in hybriden, aus unterschiedlichen Ele-

79 Laclau/Mouffe 2006 [1985]: 141.

80 Vgl. ebd.: 151.

81 Vgl. Moebius 2003: 170.

82 Der Begriff operatives Paradigma stammt von Sheldon Wolin (1968: 183ff.). Operative Paradigmen präjudizieren, welchen Phänomenen potentiell welche Bedeutung zugeschrieben werden kann. Politik- oder gesellschaftstheoretische Analysekatégorien sind demnach nicht als abstrakte, streng propositionale Aussagen, sondern als performative Sprechakte und Denkfiguren zu lesen (vgl. dazu auch Skinner 1969, Asbach 2002). Sie wirken „operativ in der Gesellschaft [...], indem sie Institutionen und Praktiken ihren Platz, Charakter und Bedeutung verleihen und dabei handlungsleitend wirken“ (Rosa 1994: 199f.). Es handelt sich um *idées-forces* (Bourdieu), Konzepte mit identitätsstiftendem und mobilisierendem Potential.

83 Laclau/Mouffe 2006 [1985]: 146.

menten zusammengefügt Identitäten niederschlagen. Folglich können die daraus hervorgehenden Diskurse nur als unsichere Einheiten existieren. So versucht zwar jeder Diskurs, sich als Totalität zu konstituieren, „das Feld der Diskursivität zu beherrschen [und] das Fließen der Differenzen aufzuhalten“⁸⁴, doch muss jeder dieser Anläufe an den polysemischen Spuren der *différance* scheitern. Infolgedessen ist die kontingente Praxis der Artikulation der beständigen Struktur des Diskurses logisch vorgeordnet: Diskurse (und die durch sie konstituierten Sinnzusammenhänge und gesellschaftlichen Formationen) werden erst durch kontingente Artikulationen konstituiert. Sie sind „Produkte“⁸⁵ von Artikulationen.

Allerdings operieren artikulatorische Praktiken nicht in einem luftleeren Raum, sondern auf einem hegemonial verfassten Terrain, d.h. auf einem Feld, auf dem vielfältige Diskurse *sedimentiert* sind und bestimmte Vorstellungen, Wissensbestände Normen, Erwartungen, Traditionen und Subjektpositionen instituiert haben.⁸⁶ Diese historisch spezifischen Konstellationen konstituieren das Ausgangsmaterial und die Ausgangssituation für artikulatorische Praktiken.⁸⁷ Sie lösen gewisse *Pfadabhängigkeiten*⁸⁸ aus, indem sie dafür sorgen, dass in einem spezifischen gesellschaftlichen Kontext bestimmte Artikulationen wahrscheinlicher werden als andere.

84 Laclau/Mouffe 2006 [1985]: 150.

85 Vgl. Akerstrom Andersen 2003: 50.

86 Zum Konzept der Sedimentation von Hegemonien vgl. Laclau 1990a: 34; sowie daran anschließend das von Joscha Wullweber (2012: 36) entworfene „Schichtmodell Sedimentation und Reaktivierung“. Dieses Terrain werden Laclau und Mouffe als das Soziale bezeichnen (vgl. Laclau 1990a: 34).

87 Laclau und Mouffe grenzen sich damit gegen die „postmoderne Konzeption einer unbegrenzten Fragmentierung des Sozialen ab, die sich weigert, den Fragmenten irgendeine Art relationaler Identität zu geben“ (Laclau/Mouffe 2006 [1985]: 25, vgl. auch Sigglow 2009: 38). Im Gegensatz zu dieser „Pulverisierung des Sozialen“ (Laclau/Mouffe 2006 [1985]: 140) im Rahmen eines unbegrenzten Pluralismus fordert die Theoriearchitektur Laclau/Mouffes dazu auf, die Faktizität und die Notwendigkeit diskursiver Sinnstabilisierungen und die ihnen immanenten Ausschlüsse anzuerkennen.

88 Grundlegend zum Konzept der Pfadabhängigkeit vgl. Pierson 2004; für eine Anwendung auf den ‚Schweizer Sonderfall‘ vgl. Imhof 2007.

4.4.2 Antagonismus, Dislokation und das Subjekt als Mangel

„Ce qui constitue une République, c'est la destruction totale de ce qui lui est opposé.“

SAINT-JUST 1957: 117f.

Bei Derrida zeigte sich das Scheitern des Diskurses, sich als geschlossene Totalität zu konstituieren, in der Irreduzibilität des konstitutiven Außen. Demnach konstituiert ein Diskurs zwar eine relationale, aus aufeinander bezogenen Differenzen bestehende Totalität, doch setzt dieses System, um sich selbst als Ganzheit zu konstituieren, eine weitere Differenz voraus, die nicht Bestandteil des Ganzen, sondern von diesem verschieden sein muss. In anderen Worten, als artikuliertes System von Differenzen kann sich ein Diskurs nur konstituieren, indem es eine Differenz exterritorialisiert.

Diesen Gedanken radikalisieren Laclau und Mouffe mittels des Konzepts des *Antagonismus* zu einer innovativen Konflikttheorie. Wohingegen die Konflikttheorien des sozialwissenschaftlichen Mainstreams fragen, worauf Konfliktbeziehungen gründen, wie Konfliktbeziehungen entstehen und überwunden werden können, fokussiert der Antagonismusbegriff, was ein Konfliktverhältnis eigentlich *ausmacht*.⁸⁹ Grundlage dieser Verschiebung ist, dass Antagonismen nicht mit Interessen- oder Wertkonflikten zwischen präexistenten Identitätsgruppen gleichgesetzt werden. Antagonismen sind weder Widersprüche noch Realoppositionen.⁹⁰ Die Konstruktion eines Antagonismus repliziert nicht etwa eine vorgängige Kontraritätsbeziehung zwischen zwei präkonstituierten, vollen Entitäten und politisiert diesen Gegensatz. Diese Möglichkeit, die Carl Schmitts Freund-Feind-Unterscheidung zugrunde liegt, wurde mit Derrida und de Saussure als essentialistisch verworfen.⁹¹ Vielmehr bezeichnet der Antagonismusbegriff eine Operation, welche die beiden Entitäten erst herstellt, indem sie diese voneinander abgrenzt.

Ein Antagonismus ist eine kontingente, sozial performative Wir-Sie-Unterscheidung. Welche Differenz als antagonistisches Anderes fungiert, kann nur als Effekt einer unentscheidbaren Entscheidung gedacht werden. Differenz respektive Identität ist insofern nicht bloß politisierbar, sondern *per se* politisch.

89 Zur Unterscheidung des Antagonismusbegriffs und konventionellen Konfliktbegriffen vgl. Auer 2008: insb. 252.

90 Von diesen beiden Begriffen grenzen Laclau und Mouffe (2006 [1985]: 161ff.) ihr Konzept des Antagonismus ab.

91 Schmitt 1991.

Dass dies den Subjekten als Trägern von Identität *in actu* in der Regel nicht bewusst ist, ist Ausdruck einer sedimentierten Hegemonie, eines Diskurses, dem es gelungen ist, die Kontingenz seiner antagonistischen Grundlegung zu verschleiern.

Die sozialtheoretische Perspektive, die sich im Antagonismusbegriff verdichtet, lässt sich als *dezisionistischer Konstruktivismus* bezeichnen. Im Hinblick auf die Untersuchung gesellschaftlicher Konflikte verschiebt diese Perspektive das Erkenntnisinteresse von den Ursachen sozialer Konfliktbeziehungen zu deren praktischer Institutionierung. Sie fordert dazu auf, zu untersuchen, auf welche Weise Konfliktkonstellationen modelliert werden und wie sozialstrukturell heterogene Elemente (sedimentierte Identifikationsbegriffe, unerfüllte Forderungen und subjektive Unrechtserfahrungen) in den Identitäten der Konfliktparteien fusionieren.

Antagonismen instituieren eine Demarkationslinie „zwischen dem, was legitimerweise ‚innerhalb‘ der intelligiblen Sphäre der Gesellschaft verläuft, und dem, was als bedrohliches, inakzeptables und kaum begreifbares Anderes außerhalb der Grenzen der Gesellschaft [...] situiert ist“⁹². Entscheidend ist, dass das Diesseits und das Jenseits der Demarkationslinie, das Innen und Außen des Diskurses, nicht unabhängig voneinander existieren. Denn ein antagonistisches „Verhältnis entsteht nicht aus vollen Totalitäten, sondern aus der Unmöglichkeit ihrer Konstitution“⁹³. Die Konfliktualität resultiert also daraus, dass mein antagonistisches Gegenüber mich daran hindert, meine volle Identität zu verwirklichen. Diese Pointe des Antagonismusbegriffs exemplifiziert Slavoj Žižek anhand des Klassenkonfliktes:

„The relation between the two classes is antagonistic in the Laclau/Mouffe sense of the term, i.e. it is neither contradiction nor opposition but the ‚impossible‘ relationship between the two terms: each of them is preventing the other from achieving its identity with itself, to become what it really is. As soon as I recognize myself, in an ideological interpellation, as a ‚proletarian‘, I am engaged in the social reality, fighting against the ‚capitalist‘ who is preventing me from realizing fully my human potential, blocking my full development.“⁹⁴

Die Präsenz der Kapitalisten als parasitäres Anderes ist einerseits die notwendige Konstitutionsbedingung des kommunistischen Diskurses und der darin geschöpft-

92 Reckwitz 2006: 345.

93 Laclau/Mouffe 2006 [1985]: 164.

94 Žižek 1990: 251.

ten proletarischen Identität. Andererseits sorgt ihre Präsenz dafür, dass die imaginäre Fülle der kommunistischen Gesellschaft versperrt ist.

Dasselbe antagonistische Konstruktionsprinzip wohnt etwa dem von Anthony Giddens theoretisch entwickelten und von Toni Blair und Gerhard Schröder politisch forcierten Projekt des ‚Dritten Weges‘ inne, nur dass sich Blairs und Schröders Diskurs der ‚Neuen Mitte‘ nicht durch die Einrichtung eines zentralen Antagonismus, sondern durch die Konstruktion peripherer Antagonismen konstituiert. Hierzu wird der binäre Antagonismus zwischen links und rechts als anachronistisch verworfen, um die jeweiligen Identifikationsbegriffe im Rahmen des eigenen politischen Projekts zu synthetisieren. Die Synthese linker und rechter Positionen, die sich etwa im Slogan ‚Fordern und Fördern‘ verdichtet, setzt jedoch die Negation eines antagonistischen Lagers aus ‚Ewiggestrigen und Uneinsichtigen‘ voraus. Denn nur mit dem Verweis auf das ideologisch verbrämte Andere lassen sich neoliberale und sozialdemokratische Momente zu einer vermeintlich universellen „Lebenspolitik“⁹⁵ verbinden, die den Widerspruch zwischen sozialer Gleichheit und ökonomischer Dynamik im Rahmen eines „neuen Egalitarismus“⁹⁶ aufzuheben verspricht. So ist die symbolische Repräsentation derjenigen, die das politische Projekt nicht anerkennen, einerseits unabdingbar für seine Konstitution. Andererseits verweist dieses Andere auf das Scheitern des Dritten Weges, sich zu universalisieren und seine Identität als vollkommen inklusives Projekt zu verwirklichen. ‚Die Uneinsichtigen und Ewiggestrigen der bildungsfernen Milieus‘ manifestieren den exklusiven Charakter der eigenen Identität.⁹⁷

Wie jedes andere politische Projekt setzt die „Erneuerung der Sozialdemokratie“⁹⁸ ein Anderes voraus, das sie zugleich blockiert. Dieses antagonistische Andere ist einerseits Konstitutionsbedingung des Diskurses, andererseits dessen „absolutes Übel“⁹⁹, die externe Projektionsfläche, die dafür verantwortlich gemacht wird, dass die post-politische Utopie der erneuerten Sozialdemokratie sich nicht vollkommen verwirklichen kann. Die Irreduzibilität dieser nicht-

95 Giddens 1991: 156.

96 Giddens 2007: xii; kritisch Watson/Hay 2004; für eine hegemonietheoretisch informierte Kritik an Giddens‘ Begründung des Dritten Weges vgl. Mouffe 2005, 2007a u. 2011; auch Hildebrand/Lluis Martell 2012.

97 Damit korrespondiert die Tatsache, dass in der Regel bildungsferne Modernisierungsverlierer für das Erstarken jener politischen Projekte verantwortlich gemacht werden, die den Konsens der ‚Neuen Mitte‘ infrage stellen (Vgl. exemplarisch Spier 2010).

98 Giddens 1998.

99 Fanon 1981: 34.

integrierbaren und bedrohlichen Kräfte zeigt, dass die Vision eines „Staates ohne Feinde“¹⁰⁰ notwendig fehlschlägt. Antagonismen lassen sich verschieben, aber der antagonistische Charakter von Gesellschaft kann nicht überwunden werden. Die Ausprägung der Antagonismen ist kontingent, ihre ontologische Existenz aber notwendig.

Der Antagonismus spielt somit eine paradoxe Doppelrolle. Er konstituiert Objektivität und blockiert sie zugleich. Da jede Artikulation von Differenzen innerhalb eines Diskurses nur im Verhältnis zu einem Außen erzeugt werden kann, jedes ‚Wir‘ ein inkompatibles ‚Nicht-Wir‘ voraussetzt, ist das antagonistische Andere die notwendige Bedingung von Objektivität. Gleichzeitig markiert es deren Grenze. Seine untilgbare Präsenz bezeugt das letztendliche Scheitern von Identität. Es zeigt, dass jede soziale Ordnung von einer „traumatischen Unmöglichkeit“¹⁰¹ unterwandert wird und jede Begründung von Identität und Gesellschaft in ihrem universellen Geltungsanspruch unterminiert ist.

Der Antagonismus ist der Schlüsselbegriff zur politischen Theorie Laclau/Mouffes. Er oszilliert zwischen der ontologischen und der ontischen Ebene.¹⁰² Einerseits meint der Antagonismusbegriff die ontologische Irreduzibilität des ultimativen Scheiterns sozialer Ordnung, andererseits bezeichnet er ontische, historisch-spezifische Konfliktbeziehungen, an denen sich dieses Scheitern manifestiert. In späteren Schriften ergänzt Laclau den Antagonismusbegriff durch den Begriff der *Dislokation*.¹⁰³ Der Dislokationsbegriff bezeichnet fortan die unhintergehbare, ontologisch begründete Unentscheidbarkeit, die jedem Dis-

100 Giddens 1998: 77.

101 Žižek 1990: 249.

102 Laclau unterscheidet streng zwischen diesen Ebenen, da die Differenzierung grundlegend für seinen konsistenten Postfundamentalismus ist, der sich gegen Derrida aber auch gegen Mouffe konturieren lässt (vgl. Marchart 2004; Marchart 2007; für die Gegenüberstellung von Laclau und Mouffe vgl. Hildebrand/Séville 2015).

103 Zur Einführung des Begriffs der Dislokation vgl. Laclau 1990a: 39 ff. u. 72ff. Eine konzise Erläuterung des Begriffs findet sich bei Stavrakakis 2000: insb. 105f. Dort wird das Konzept vorgestellt, um die Erfolgsbedingungen der ökologischen Parteien in Westeuropa zu erfassen. Neben der konsequenten Trennung von Ontologie und Ontik bietet der hinzugefügte Begriff der Dislokation den analytischen Vorteil, das Potential gegenhegemonialer Projekte und die Möglichkeiten neuer Antagonismen vor deren tatsächlicher Konstruktion aufmerksam zu machen (Stavrakakis 1998: 184).

kurs aufgrund der untilgbaren Präsenz des Anderen innewohnt,¹⁰⁴ wohingegen der Antagonismusbegriff die ontische, konkret identifizierbare Demarkationslinie meint, die Freund und Feind in einem Diskurs voneinander unterscheidet. Das bedeutet, dass die Konstruktion eines antagonistischen Freund-Feind-Verhältnisses als *Reaktion* auf den grundlegenden, dislozierten Charakter von Identität verstanden werden kann, insofern der konkrete, identifizierbare Feind für das unvermeidliche Scheitern voller Identität verantwortlich gemacht wird.

Aus dem dislozierten Charakter von Identität schließt Laclau auf eine zweifache Subjektkonzeption, anhand der er den Handlungsspielraum des Subjekts theoretisch auszuloten vermag. In seinen frühen Schriften führt Laclau einen an Foucault geschulten Subjektbegriff. Subjekte gehen aus den Positionen hervor, die ihnen Signifikationssysteme zuweisen. Sie sind „Effekt[e] der strukturalen Determination [...] – es gibt kein substantielles Bewusstsein, das sich außerhalb der Struktur konstituiert“¹⁰⁵. Diesem klassisch diskurstheoretischen Subjektbegriff setzt Laclau im Anschluss an Slavoj Žižeks Kritik der Reduktion des Subjekts auf strukturell fixierte Positionen eine zweite Subjektkonzeption hinzu: *das Subjekt als Mangel*.¹⁰⁶ Wenn das Subjekt diskursiv und antagonistisch konstituiert ist, so das von Žižek nahegelegte, in *New Reflections* erstmals formulierte und in *Minding the Gap* gemeinsam mit Lilian Zac präzisierte Argument, ist es auch vom Scheitern geschlossener Diskurse betroffen.¹⁰⁷

„The structure will obviously not be able to determine me, not because I have an essence independent from the structure, but because the structure has failed to constitute itself fully and thus to constitute me as a subject as well. [...] I am condemned to be free, not because I have no structural identity as the existentialist asserts, but because I have a failed structural identity.“¹⁰⁸

Dieses notwendige Scheitern konfrontiert das Subjekt mit der Erfahrung des *Realen*, eines inkommensurablen Mangels, den es nicht etwa passiv erduldet, sondern zu kompensieren versucht, indem es sich für das symbolisch generierte Identifikationsangebot eines Diskurs entscheidet und seinem Versprechen, eine

104 Entsprechend heißt es bei Laclau (1990a: 39): „Every identity is dislocated insofar as it depends on an outside which both denies that identity and provides the condition of possibility at the same time“.

105 Laclau 1999: 126.

106 Žižek 1990.

107 Vgl. Laclau 1990a: insb. 41ff.; Laclau/Zac 1994; auch Stavrakakis 1998.

108 Laclau 1990a: 44.

abwesende Fülle zu erreichen, Glauben schenkt.¹⁰⁹ Das Subjekt geht also nicht in seiner diskursiven Subjektivierung auf. Es erscheint als vordiskursive „psychische Apparatur“¹¹⁰, die danach trachtet, ihren „konstitutiven Mangel“¹¹¹ zu überwinden, indem es sich mit dem *Symbolischen* einer diskursiven Anrufung identifiziert. Der Mangel und das Begehren des Subjekts wurzeln in der ontologisch gesetzten, antagonistischen Selbstblockade von Identität und avancieren somit zu einer *post-essentialistischen conditio humana*.¹¹²

Diese Bedingung menschlichen Seins zeigt sich in exemplarischer Weise in sogenannten *dislozierenden Ereignissen*. Darunter werden krisenhafte Ereignisse verstanden, die gesellschaftliche Transformationsprozesse auslösen können. Dislozierende Ereignisse sind destruktiv und konstruktiv zugleich, da die Krise der hegemonialen Formation gegenhegemonialen Diskursen die Möglichkeit bietet, die ehemals fixierten Momente anders zu artikulieren.¹¹³ Zunächst wird in dislozierenden Ereignissen jedoch die Brüchigkeit der Ordnung manifest, weil sie durch die bestehende hegemoniale Formation nicht ohne weiteres integriert werden können.¹¹⁴ Gegenhegemonialen Diskursen bieten solche Ereignisse die Gelegenheit, sich die flottierenden Elemente einzuverleiben und ihnen eine neue Bedeutung zuzuweisen. Zunächst aber werden die Subjekte aus ihren struktural determinierten Positionen freigesetzt, so dass sich ihr Entscheidungsspielraum erhöht. Indes wird diese Freiheit nicht zwangsläufig als Befreiung aus einem

109 Vgl. Laclau/Zac 1994: hier 35 sowie Hildebrand/Séville 2015: 31, wo die psychoanalytische Ergänzung der Subjekttheorie durch Laclau als Beleg für die Differenz zwischen Laclau und Mouffe angeführt wird.

110 Reckwitz 2006: 346.

111 Laclau/Zac 1994: 23.

112 Bei dieser allgemeinen Bedingung des Menschseins handelt es sich nicht um einen neuen Fundamentalismus, der eine konkrete Form gesellschaftlichen Zusammenlebens als wahrhaft menschliche universalisieren würde. Nach wie vor gibt es keine „privilegierte epistemologische Stelle“ (Laclau/Mouffe 2006 [1985]: 28), die das Begehren der Subjekte in allgemeingültige Bahnen lenken würde. Die Identitäten, auf die sich die Affekte der Subjekte richten, werden diskursiv generiert und sind daher als radikal kontingente Institutionen zu denken.

113 Zur Produktivität dislozierender Ereignisse vgl. Stavrakakis 1998: 106.

114 In diesem Sinn begreift etwa Philip Casulas (2012) Hegemonieanalyse des russischen Nationalismus unter Vladimir Putin das Ende der Sowjetunion und die darauf folgende Krise der russischen Identität in der Jelzin-Ära als dislozierenden Ausgangspunkt für die hegemoniale Restauration des nationalen Imaginären durch den Diskurs von Putin.

identitären Korsett, sondern als Identitätskrise empfunden, die das Subjekt durch die Identifikation mit alternativen hegemonialen Identifikationsangeboten zu kompensieren versucht.

Der Moment des Subjekts besteht folglich keineswegs in der Entscheidung selbst – nach wie vor gibt es keine Subjektivität vor oder jenseits des Diskurses. Sein Moment ist der Augenblick vor der Entscheidung, der Moment, bevor es sich mit einem Diskurs identifiziert und eine partiell fixierte Position einnimmt.¹¹⁵ Insofern wohnt der zweifachen Subjektkonzeption keineswegs eine Aporie inne. Die Vorstellung von strukturell determinierten Subjektpositionen einerseits und dem zu Identifikationen gezwungenen Subjekt als Mangel andererseits stehen vielmehr in einem gesellschaftsanalytisch produktiven Spannungsverhältnis: Eine Identifikation mit einem Diskurs und den einschlägigen Positionen (als Mann, Frau, Bürgerin, Liberale oder Konservative, Linker oder Rechter, als Europäer, Deutscher oder Schweizer) ist eine radikal kontingente Selbstbegründung des Subjekts; sie führt zur Festigung einer Subjektposition und damit zur provisorischen Aufhebung des Moments des Subjekts.¹¹⁶ Dagegen folgt aus dem dislozierten Charakter der Struktur und den darin eingeschriebenen Subjektpositionen, dass der Mangel des Subjekts irreduzibel ist, neue Situationen der Unentscheidbarkeit und somit neue Momente des Subjekts entstehen, die die getroffenen Entscheidung unterlaufen.¹¹⁷

Die Kompletterierung des Subjektbegriffs durch die Lacan'sche Triebtheorie spitzt die Bedeutung hegemonialer Diskurse in spezifischer Weise zu: Aus Laclaus Sicht oktroyieren Hegemonien nicht nur bestimmte Subjektpositionen; sie stellen auch subjektiv begehrte Projektionsflächen bereit. Infolgedessen wird die Tatsache, dass Subjekte ihrer Identität mitunter leidenschaftlich verhaftet

115 Vgl. Laclau 1999: 128.

116 Zu diesem Wechselspiel zwischen Subjektposition und dem Subjekt als Mangel vgl. Laclau 1990a: 61 sowie Stäheli 2001: 209.

117 Laclau schlägt damit einen „Mittelweg“ zwischen zwei kritischen Extrempositionen ein, der von Slavoj Žižek vertretenen psychoanalytischen Subjekttheorie einerseits und der etwa von Peter Osborne vertretenen strukturalistischen Subjekttheorie andererseits (Howarth 2004: 264). Wenn Žižek (1990: 250f.) Laclau vorwirft, er reduziere Subjektivität auf diskursiv fixierte Subjektpositionen, und Osborne (1991: hier 210) der Ansicht ist, Laclau vernachlässige die strukturelle Bedingtheit des Subjekts, privilegiere die Logik der Kontingenz und suggeriere, dass „beinahe alles möglich“ sei, dann synthetisiert Laclau diesen Widerspruch, indem er mithilfe der zweifachen Subjektkonzeption über die Situationen und die Prozesse des Verschwindens/Erscheinens des Moments des Subjekts nachdenkt (vgl. Howarth 2004: 264).

sind, bei Laclau (anders als etwa bei Judith Butler) nicht damit begründet, dass die Inszenierung und Inkorporierung dieser Identität die Voraussetzung dafür ist, als vollwertiges und normales Mitglied der Gemeinschaft anerkannt zu werden.¹¹⁸ Subjekte identifizieren sich mit einem hegemonialen Projekt, weil es ihren untülbaren Mangel aufzuheben verspricht. Gleichzeitig projizieren sie ihren Hass auf das antagonistische Andere, das die Erfüllung dieses Identitätsversprechens blockiert und zur symbolischen Projektionsfläche vielfältiger Frustrationserfahrungen wird.¹¹⁹ Damit schafft Laclau Raum für eine strategische Essentialisierung politischer Identitäten.¹²⁰

4.4.3 Die Subversion von Bedeutung: Die wechselseitige Kontamination von Äquivalenz- und Differenzlogik

Im vorangegangenen Unterkapitel habe ich rekapituliert, wie sich Diskurse provisorisch zu Totalitäten schließen, indem sie eine Differenz exkludieren. Diskursiv erzeugte Identitäten sind nicht substantiell begründet, sondern antagonistisch organisiert: „An objective identity is not a homogeneous point but an articulated set of elements. But as this articulation is not a necessary articulation, its characteristic structure, its ‚essence‘ depends entirely on that which it denies.“¹²¹ Die innere Kohäsion eines Diskurses kann nur durch die symbolische Repräsentation eines Außen erzielt werden, das der imaginierten Einheit feindlich gegenübersteht. Denn nur durch den Verweis auf einen Widerpart können die Differenzen im Innen aufeinander bezogen werden und als Momente einer Totalität erscheinen. Der Wegfall dieses antagonistischen Gegenübers führt zu einer Identitätskrise, in deren Folge eine Identität durch die Konstruktion eines neuen Antagonismus eine semantische Transformation erfährt.¹²²

Ein Antagonismus „absorbiert gleichsam alle interne Differenz“, indem er den rein differentiellen Charakter der Elemente sublimiert; er sorgt für „das ten-

118 Zu dieser Differenz zwischen Butler und Laclau vgl. Diestelhorst 2007: insb. 267ff.; auch Moebius 2009: 161.

119 Vgl. Reckwitz 2006: 347; auch Sarasin (2001), der diese Überlegungen an die Rassenmusanalyse anschließt.

120 Vgl. Hildebrand/Séville 2015: 34.

121 Laclau 1990a: 32.

122 Vgl. Laclau/Mouffe 2006 [1985]: 187.

denzielle Verschwinden der Differenzbeziehung“.¹²³ Die einzelnen Momente sind immer noch voneinander *verschieden*, doch sind sie zumindest in einer Hinsicht *gleichartig*, nämlich in Bezug auf dieses antagonistische Andere. Diese antagonistisch generierte Subversion der Differenz nennen Laclau und Mouffe *Logik der Äquivalenz*. Diese Logik der Äquivalenz steht in einem Spannungsverhältnis zur grundlegenden *Logik der Differenz* von Signifikationssystemen.¹²⁴ Wohingegen die Logik der Differenz die Bedeutung diskursiver Momente fixiert, indem sie sie voneinander unterscheidet, konterkariert die Logik der Äquivalenz diese Bedeutungsfixierungen, indem sie die Differenzen gegen ein antagonistisches Außen in Stellung bringt und auf diese Weise gleichsetzt. Gleich einer Metapher instituiert die Logik der Äquivalenz ein wechselseitiges Substitutionsverhältnis: Eine Differenz repräsentiert die andere, alle bezeichnen dasselbe.¹²⁵ Die Logik der Äquivalenz intensiviert die paradigmatische Dimension der Sprache; sie erweitert die einander substituierenden Elemente und verknüpft auf diese Weise die Anzahl der Positionen, die differentiell artikuliert werden können. Dagegen forciert die Logik der Differenz die syntagmatische Dimension der Sprache; sie erweitert die Positionen, die zueinander in Beziehung gesetzt werden können.¹²⁶ Das bedeutet, „dass die Logik der Äquivalenz eine Logik der Vereinfachung des politischen Raumes ist, während die Logik der Differenz eine Logik seiner Erweiterung und zunehmender Komplexität ist“.¹²⁷

Jedoch bedingen sich die beiden Logiken trotz ihrer entgegengesetzten Stoßrichtung wechselseitig: Nur wenn etwas nicht *im Grunde* identisch, sondern verschieden ist, kann es überhaupt äquivalent gesetzt werden und zu sogenannten *Äquivalenzketten* verknüpft werden; und erst wenn das, was einst verschieden war, als Teil einer Kette artikuliert werden kann, die ein gemeinsames Anliegen konstituiert, ist es möglich, dass sich die strukturell arretierten Differenzen verflüssigen. Der im Poststrukturalismus apostrophierte Antiessentialismus wird durch die wechselseitige Kontamination von Differenz- und Äquivalenzlogik erneut aufgefangen und in gesellschaftsanalytische Begriffe übersetzt. Zurückgewiesen wird nämlich sowohl die Idee eines tieferliegenden Wesens, das den Zusammenhang der äquivalentiell artikulierten Elemente begründen könnte, als auch die multikulturelle Vorstellung, die Elemente besäßen eine „fixierte, der

123 Vgl. Sarasin 2001: 36.

124 Vgl. Laclau 2005a: 80.

125 Zur Analogie zwischen Metapher und Logik der Äquivalenz vgl. Moebius 2003: 181.

126 Laclau/Mouffe 2006 [1985]: 171

127 Ebd.: 171.

kontingenten und pragmatischen Form ihrer Artikulation vorausgehende Identität“¹²⁸, welche die Autonomie ihres Kampfes begründen könnte.

Es ist weder ein Diskurs denkbar, der ausschließlich differenzlogisch komponiert wäre, da jedes Moment in einem solchen Signifikationssystem nur eine invariable Bedeutung hätte, noch lässt sich ein ausschließlich äquivalenzlogisch komponierter Diskurs vorstellen, da die Momente in einem solchen Diskurs alle ein- und dasselbe bezeichnen würden, d.h. die Zugehörigkeit zu einem Diskurs.¹²⁹ Folglich vereint jeder Diskurs sowohl äquivalenz- als auch differenzlogische Aspekte, sodass lediglich von einer graduellen Dominanz der einen oder der anderen Logik gesprochen werden kann. Dabei zielt ein äquivalenzlogisch dominierter Diskurs wie etwa jener des revolutionären Sozialismus auf eine binäre Spaltung der Gesellschaft, indem er eine Differenz, die zuvor Teil des Systems war, als antagonistische Differenz ausschließt und vielfältige Elemente (unerfüllte Forderungen, Subjektpositionen und singuläre Unrechtserfahrungen) gegen dieses absolutes Übel artikuliert. Dagegen versucht ein differenzlogisch dominierter Diskurs wie jener des Dritten Weges eine dichotome Struktur zu transzendieren und die Elemente im Rahmen eines vermeintlich teilungsfreien Ganzen zu absorbieren; im Fall des Erfolges sedimentiert er etwa in Form einer moderat pluralistischen Ausgleichsgesellschaft mit einer starken, konsensual integrierten Mitte und peripheren Antagonismen gegenüber subalternen, nicht-konsensfähigen Positionen, die als ‚Extremisten‘ ausgeschlossen werden.¹³⁰

128 Ebd.: 25.

129 Vgl. Stäheli 2001: 200; Moebius 2003: 180.

130 Laclau und Mouffe (2006 [1985]: 170f.) exemplifizieren die entgegengesetzte Strukturierung der Gesellschaft, die mit der Dominanz der Äquivalenz- respektive der Differenzlogik einhergehen, anhand der millenaristischen Bewegung einerseits und Disraelis Vorstellung der geeinten Nation andererseits. Im millenaristischen Diskurs „zerfällt die Welt durch ein System parataktischer Äquivalenzen in zwei Lager: in die ländliche Kultur, die die Identität der Bewegung repräsentiert, und die städtische Kultur, die das Böse verkörpert“. Disraelis Diskurs versucht dagegen die diagnostizierte Spaltung der französischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts in Arm und Reich rückgängig zu machen, die äquivalentiell artikulierten Elemente in „objektive Differenzen“ innerhalb eines Systems, einer Nation, zu transformieren. Für Laclau und Mouffe begründete Disraeli damit die illusionäre Agenda des neokorporatistischen Wohlfahrtsstaates, „der zufolge das Ganze des Sozialen in das intelligible und geordnete Gefüge der Gesellschaft aufgenommen werden“ (ebd.: 171) könne.

4.4.4 Leere Signifikanten und Hegemonie: Semantische Entleerungen als Möglichkeitsbedingung provisorischer Universalisierungen

Wie wir gesehen haben, findet jede Totalität ihre Grenze in einem antagonistischen Anderen. Sie kann nicht als Positivität, sondern nur als Mangel repräsentiert werden, der aus dem notwendig fehlschlagenden Versuch der Schließung resultiert. Gleichwohl existiert eine Möglichkeit, den Diskurs auf imaginäre Weise zu schließen und seine Einheit zum Ausdruck zu bringen. Diese Möglichkeit entfaltet das Konzept des leeren Signifikanten.¹³¹ Der Begriff antwortet auf die Frage, wie ein Diskurs die Illusion von Originalität und Organizität erzeugt, wenn ein gemeinsamer Ursprung oder Wesenskern, d.h. ein Signifikat, das den systemischen Zusammenhang der artikulierten Momente begründen könnte, ausgeschlossen ist.

Leere Signifikanten entstehen dadurch, dass ein Element der Äquivalenzkette sich seiner spezifischen Bedeutung entledigt. Es *entleert* sich und befreit sich von seiner partikularen Semantik, um die äquivalentiell artikulierten Elemente in sich aufnehmen zu können. Die Rede von leeren Signifikanten bedeutet daher mitnichten, dass diese nichts mehr repräsentieren würden. Im Gegenteil, leere Signifikanten verkörpern den Zusammenhang der expandierenden Äquivalenz; sie „bezeichnen, was eigentlich nicht bezeichnet werden kann: die Identität des Diskurses“¹³². Ein leerer Signifikant führt eine *primordiale Differenz* ein, die anderen, bloß sekundären Differenzen übergeordnet ist, und schafft auf diese Weise Ordnung und Kohäsion im kontingenten Feld des Sozialen.¹³³ Insofern fungieren leere Signifikanten als „gemeinsame Nenner“¹³⁴. Sie heben die Differenzbeziehungen der Elemente symbolisch auf, sodass diese zu Momenten einer imaginären Einheit fusionieren und als Facetten oder Teilaspekte ein- und desselben Ganzen perzipiert werden.

131 Vgl. auch Laclau 2007a: 65–78 u. 2007b: insb. 30; erläuternd Stäheli 2001: 201f.; Bonacker 2008: 37ff.

132 Stäheli 2001: 201.

133 Ich gebrauche den Begriff der primordialen Differenz in Anlehnung an Shmuel Eisenstadts (2009) Konzept der Primordialität.

134 Laclau 2005a: 95.

Ein leerer Signifikant begründet das *synekdochische Repräsentationsverhältnis*, das hegemoniale Beziehungen kennzeichnet.¹³⁵ Durch eine semantische Entleerung transzendiert eine partikulare Differenz ihre begrenzte Bedeutung und wird zum Repräsentanten eines gemeinschaftlichen Anliegens. Die von ihrer konkreten Bedeutung gereinigte Differenz erzeugt „die Illusion einer Synthesis durch Totalisierung“¹³⁶. Sie wird zum „Jenseits aller Differenz“¹³⁷ und kann die Äquivalenzkette bündeln und programmatisch ausrichten. Folglich ist es die Beziehung zwischen den äquivalentiell artikulierten Differenzen der Kette und dem übergeordneten leeren Signifikanten, die ein hegemoniales Verhältnis ausmacht. „Die Präsenz leerer Signifikanten [...] ist die eigentliche Bedingung für Hegemonie.“¹³⁸ Nur indem ein Element der Kette sich seiner singulären Bedeutung entledigt, kann es hegemonial werden, die äquivalentielle Verbindung symbolisieren und einen universellen Geltungsanspruch formulieren.

Im leeren Signifikanten durchdringen das Universelle und das Partikulare einander, ohne je identisch zu werden. Einerseits transzendiert die durch die Entleerung erwirkte Universalisierung die partikulare Bedeutung des Signifikanten.¹³⁹ Andererseits ist „das Universelle nichts anderes als zu einem bestimmten Zeitpunkt dominant gewordenen Partikulares“¹⁴⁰, sodass Universalität immer nur als pragmatisches und prekäres Repräsentationsverhältnis existiert.¹⁴¹

Ein leerer Signifikant kann weder das Spiel der *différance* beenden und das Flottieren der Signifikanten arretieren, noch kann er seine antagonistische Konstruktionslogik abstreifen. Insofern ist ein Ende von Geschichte in Form der vollen Realisierung einer universellen Teleologie theorieimmanent ausgeschlossen. Eine vollständige Hegemonie ist nicht möglich: Der Übergang vom partikularen *Mythos* – der politischen Vision einer idealen Gesellschaft, die den Mangel der Gegenwart zu überwinden verheißt und aufgrund dessen als kohäsive Einschrei-

135 Zur Synekdoche als der für hegemoniale Beziehungen konstitutiven Trope vgl. Laclau 2000: 57; erläuternd Sigglow 2009: 51.

136 Paul de Man, zitiert nach Laclau 2001: 156.

137 Laclau 2007a: 74.

138 Ebd.

139 Entsprechend hält Laclau fest: „No particularity can become political without becoming the locus of universalizing effects“ (Laclau 2000: 56).

140 Laclau 2007a: 52.

141 Vgl. ebd.: 148.

befläche der defizitären Elemente fungiert – zum universellen *sozialen Imaginären* als der einzig denkbaren Ordnung kann niemals vollständig gelingen.¹⁴²

Mit der polysemischen Überdeterminierung des leeren Signifikanten legt Laclau den Grundstein für einen *antitotalitären, pluralismuskompatiblen und politisch prozeduralisierenden Universalismus*. Die Offenheit leerer Signifikanten versetzt diese nämlich in die Lage, als identitätsstiftende Bezugspunkte zu fungieren und politische Debatten zu kanalisieren, ohne im Stile der Leitkulturdebatte eine spezifische Identifikation als einzig legitime vorzuschreiben. Die Vagheit identitätsstiftender Begriffe ist daher nichts defizitäres, sondern die notwendige Bedingung der universalisierende Operation, die den Zusammenhang der äquivalentiell artikulierten Differenzen ausdrückt. Nur aufgrund ihrer Vagheit können Signifikanten wie Gerechtigkeit, Demokratie oder Fortschritt zum Schnittpunkt widerstreitender Diskurse und zur potentiellen Einschreibungsfläche heterogener Identitäten werden.

Jedoch darf Vagheit nicht mit Beliebigkeit verwechselt werden.¹⁴³ Vielmehr hallt die dem Hegemoniebegriff inhärente Macht- und Ordnungsorientierung im leeren Signifikanten wider. Denn ein leerer Signifikant führt keineswegs zu einem grenzenlosen Pluralismus. Leere Signifikanten sind niemals vollkommen leer und können daher auch nicht beliebig befüllt und resignifiziert werden. Vielmehr instituiert ein leerer Signifikant *einen* zentralen Bezugspunkt in der Konstruktion einer „abwesenden Totalität“¹⁴⁴ und marginalisiert dadurch zugleich alternative Konstruktionen.¹⁴⁵

142 Laclau (1990a: 60f.) führt die konzeptuelle Differenz zwischen Mythos und sozialem Imaginären ein, um zwischen erfolgreichen und weniger erfolgreichen politischen Projekten zu unterscheiden. Mythen fungieren als hegemoniale Projektionsfläche für die äquivalentiell artikulierten Elemente (Howarth/Stavrakakis 2000: 15). Für den Fall ihres Erfolges avancieren sie zu einem sozialen Imaginären. Als solches konstituieren sie einen Horizont, „der ein Feld der Intelligibilität strukturiert“ (Laclau 1990a: 64), d.h. darüber bestimmt, welche gesellschaftlichen Probleme als politisch relevant und welche politischen Lösungen als legitim und denkbar erachtet werden (vgl. Marchart 2002: 813). Im Unterschied zu konventionellen Konzeptualisierungen des Mythosbegriffs (vgl. etwa Heer 2013: 107) in den Sozialwissenschaften ist jene von Laclau nicht notwendige vergangenheitsorientiert und auch nicht notwendig narrativ strukturiert.

143 Karin Priesters (2012b) vehemente Kritik der Populismustheorie Laclaus gründet u.a. auf diesem Missverständnis.

144 Laclau 2007a: 73.

145 Vgl. Sarasin 2001: 37.

Moderne und plurale Gesellschaften verfügen über eine Vielzahl leerer Signifikanten, die sich überschneiden und miteinander konkurrieren. Zu analytischen Zwecken lassen sich *sedimentierte* von *innovativen leeren Signifikanten* unterscheiden. Als sedimentierte leere Signifikanten begreife ich etablierte identitätsstiftende Begriffe wie Freiheit, Gleichheit, Demokratie, Gerechtigkeit, Abendland oder Fortschritt, aber auch *primordiale Kategorien*¹⁴⁶ wie Ethnizität, Religion, Klasse oder Geschlecht. Diese leeren Signifikanten konstituieren symbolische Ressourcen von Politik. Aufgrund ihrer semantischen Offenheit können sie von unterschiedlichen politischen Projekten hegemonisiert werden. Dagegen verstehe ich unter innovativen leeren Signifikanten solche, die (zunächst) nur im Rahmen eines politischen Projekts artikuliert werden. Dabei handelt es sich beispielsweise um Slogans oder die Namen von Führungsfiguren politischer Protestbewegungen. So steht etwa die polnische Gewerkschaft Solidarnosc nicht nur für die partikularen Forderungen von Danziger Werftarbeitern, sondern verkörpert den Widerstand gegen den sowjetischen Imperialismus; der Slogan ‚Freiheit für Nelson Mandela‘ beinhaltet nicht nur die Forderung nach der Freilassung des inhaftierten politischen Aktivisten, sondern bündelt den Widerstand gegen das Apartheidsystem und imaginiert die zukünftige Prosperität eines demokratischen Südafrikas; und der Name der verstorbenen Eva Peron meint nicht nur das Schicksal der argentinischen Präsidentengattin, sondern avanciert zum Repräsentanten des argentinischen Volkes.¹⁴⁷ Sedimentierte leere Signifikanten und innovative leere Signifikanten sind nicht rigide voneinander getrennt; vielmehr gehen erstere aus letzteren hervor. So hat sich beispielsweise Solidarnosc in einen leeren Bezugspunkt des politischen Imaginären postsozialistischer Gesellschaften verwandelt, auf den sich nahezu alle politischen Kräfte beziehen.

In der Regel ist die Instituierung leerer Signifikanten ein langwieriges politisches Unterfangen. In extremen Fällen entstehen sie jedoch binnen Stunden. So ließ sich nach den terroristischen Anschlägen auf das französische Satiremagazin *Charlie Hebdo* im Januar 2015 beobachten, wie die Selbstbeschreibung ‚Je suis Charlie‘, die zunächst ein Ausdruck der Anteilnahme und allenfalls als entschlossenes Votum für die Vorrangstellung der Presse- und Meinungsfreiheit gegenüber religiösen Gefühlen war, sich innerhalb kürzester Zeit zu einem leeren Signifikaten entwickelte, mit dem sich die Französische Nation und die gesamte ‚zivilisierte Welt‘ identifizierte. ‚Je suis Charlie‘ stand nicht nur für Meinungs- und Pressefreiheit, sondern für ein überdeterminiertes ‚Wir‘, um dessen

146 Eisenstadt 2009.

147 Das Solidarnosc-Beispiel stammt von Laclau (2005a: 81 u. 2006: 652f.); das Mandela-Beispiel von Oliver Marchart (2005: 267).

konkrete Bedeutung laizistische, sozialdemokratische, kulturrassistische, antisemitische, antiimperialistische und kosmopolitische Diskurse rangen, indem sie unterschiedliche Antagonisten und unterschiedliche Äquivalenzketten konstruierten.

Welcher Signifikant sich in einen leeren Signifikanten verwandelt und die abwesende Totalität repräsentiert, ist prinzipiell unentscheidbar. Dass in einer spezifischen gesellschaftlichen Konstellation beispielsweise der Signifikant ‚good governance‘ bessere Chancen hat, sich zu entleeren als der Signifikant ‚Demokratie‘, gründet allein in der aus sedimentierten hegemonialen Auseinandersetzungen resultierenden „Unebenheit des Sozialen“¹⁴⁸. Gleich Knotenpunkten und Antagonismen reflektieren leere Signifikanten keineswegs ein grundsätzliches Organisationsprinzip oder eine übergeordnete Teleologie. Sie lassen sie sich weder von einer metaphysischen Instanz deduzieren noch von einer ontologischen Basis herleiten, sondern sind als Effekte kontingenter Artikulationen zu begreifen. Als solche entspringen sie nicht der deduktiven Logik der Abstraktion, sondern einem „radikalen Investment“¹⁴⁹, das nicht philosophisch begründet, sondern nur politisch getätigt werden kann. Die jeweils konstituierte Universalität ist nicht ‚wahr‘ oder ‚falsch‘ respektive ‚objektiv‘ oder ‚ideologisch‘, sondern ‚leer‘ und infolgedessen politisch besetzbar.

Folglich kann Laclau mit dem leeren Signifikanten gegen Claude Lefort argumentieren, dass der *leere Ort der Macht* nach dem Verlust transzendentaler Legitimationsquellen von Herrschaft zwar niemals vollkommen ausgefüllt werden kann, hegemoniale Verkörperungen des legitimitätsstiftenden Grundes aber möglich und politisch notwendig sind.¹⁵⁰ Aus Laclaus Sicht zielen politische Projekte also darauf, die abwesende Fülle der Gemeinschaft zu resignifizieren. Hierzu konstruieren sie ein antagonistisches Außen, das für den Mangel in Haftung genommen wird, und verwandeln ihre Knotenpunkte in leere Signifikanten, sodass die Subjekte des Mangels ihre libidinösen Energien auf eben diese Signifikanten projizieren.¹⁵¹

148 Laclau 2007a: 73.

149 Laclau 2005a: 71, 97 u. 110.

150 Im Unterschied zur Demokratietheorie Claude Leforts ist der Ort der Macht bei Laclau nicht leer. Vielmehr müssen sich die Subjekte, die darauf abzielen, den Ort der Macht zu okkupieren, partiell entleeren (vgl. ebd.: 166).

151 So ist es etwa dem politischen Projekt der Grünen gelungen, den sedimentierten leeren Signifikanten ‚Fortschritt‘ durch den grünen Knotenpunkt ‚Nachhaltigkeit‘ zu ersetzen, indem der Signifikant ‚Nachhaltigkeit‘ von seiner partikularen Bedeutung als ökologisches Waldbewirtschaftungsprinzip befreit wurde und sich in ein allge-

4.5 DIE UNMÖGLICHKEIT VON GESELLSCHAFT UND DAS PRIMAT DES POLITISCHEN

Die Begriffe Antagonismus, Dislokation, leerer Signifikant, Äquivalenz- und Differenzlogik und das Wechselspiel zwischen struktural determinierten Subjektpositionen und dem Subjekt als Mangel bilden das konzeptuelle Gerüst, mit dem Laclau und Mouffe beschreiben, auf welche Weise die „Anatomie der sozialen Welt“¹⁵² diskursiv hervorgebracht, aktualisiert und verformt wird. Dabei liegt das Hauptaugenmerk der Hegemonietheorie darauf, dass die Konjunkturen spezifischer Selbstbeschreibungen von Gesellschaft nicht etwa als Realisierung basaler Teilungsprinzipien, einer vordiskursiven Teleologie oder als Siegeszug des besseren Arguments, sondern als Resultat *politischer*, d.h. radikal kontingenter, macht- und entscheidungsimmanenter Bedeutungsfixierungen rekonstruiert werden.

Grundlage dieser Perspektive auf Gesellschaft ist der auf die Dekonstruktion recurrierende *Postfundamentalismus* Laclau/Mouffes, der jeden denkbaren Grund verabschiedet, von dem aus Sinn, Identität und Ordnung als notwendige, natürlich bedingte oder legitime Institutionen rekonstruiert werden könnten. Bei Laclau und Mouffe wird somit deutlich, dass die Dekonstruktion keineswegs in einem gesellschaftsanalytisch gehaltenen und politisch handlungsunfähigen *Antifundamentalismus* mündet, der sich in einer notorischen Kritik sozialer Institutionen erschöpft, sondern eine Perspektive ermöglicht, die soziale Ordnungen als Effekte politischer Fixierung von Sinn liest.¹⁵³

Im Unterschied zu Derrida, der die Dekonstruktion durch eine Ethik der Anerkennung des Anderen supplementiert, indem er aus seiner unhintergehbaren Präsenz auf die ethischen Prinzipien von Freundschaft und Verantwortung schließt, fokussieren die beiden nicht in erster Linie die ethischen, sondern die gesellschafts- und politiktheoretischen Implikationen des Poststrukturalismus.¹⁵⁴

meines Prinzip rationalen und moralischen Regierens verwandelt hat. – Freilich zu dem Preis, dass die politischen Mitbewerber den Signifikanten ebenfalls artikulierten und ihrem Diskurs einverleiben, sodass der Nachhaltigkeitsbegriff seine ‚politische Farbe‘ verlor und mit ihm die Grüne Partei ihre binär-antagonistische Position gegenüber dem Status quo.

152 Vgl. Laclau 2005a: 110.

153 Vgl. Marchart 2007: 11ff. u. 155.

154 Zur „Politik der Freundschaft“ und der poststrukturalistischen Begründung der ethischen Prinzipien Anerkennung und Verantwortung vgl. Derrida 2000 sowie (im An-

Angeichts der apostrophierten Unendlichkeit des Spiels der Differenzen und der antagonistischen Selbstblockade des Diskurses kann es *die Gesellschaft* im Sinne einer vollständig konstituierten Totalität nicht geben. Zurückgewiesen wird jedoch nicht die Idee, dass Gesellschaft begründet werden kann, sondern nur die fundamentalistische Setzung eines transzendentalen Grundes, von dem aus die Gesellschaft als objektive Ordnung deduziert werden könnte. Daher ersetzen Laclau und Mouffe den Gesellschaftsbegriff durch den Begriff des Sozialen. Das Soziale bezeichnet bei Laclau und Mouffe einen *Zwischenraum*, der durch eine Pendelbewegung zwischen Öffnung und Schließung charakterisiert ist. Das Soziale oszilliert zwischen dem unendlichen Spiel der Differenzen als ontologischer Möglichkeitsbedingung von Wandel und der aktuellen Begrenztheit dieses Spiels, die sich in der ontischen, relativen Stabilität gesellschaftlicher Formationen niederschlägt: „Auch wenn das Soziale sich nicht in den intelligiblen und instituierten Formen einer Gesellschaft zu fixieren vermag, so existiert es doch nur als Anstrengung, dieses unmögliche Objekt zu konstruieren.“¹⁵⁵ Hier wird deutlich, dass die politische Ontologie den Gesellschaftsbegriff nicht zum Verschwinden bringt. Gesellschaft besteht, aber sie „besteht immer nur aus fehlgeschlagenen Versuchen, sich selbst als universalen und hegemonialen Horizont zu etablieren“¹⁵⁶. Dadurch dass die Gesellschaft nicht bezeichnet werden kann, aber dennoch bezeichnet werden muss, entsteht soziale Ordnung im Widerstreit hegemonialer Diskurse. In anderen Worten, die Unmöglichkeit, Gesellschaft als Totalität zu instituieren, ist die Ermöglichungsbedingung für unterschiedliche Totalisierungen dieses Objekts (etwa als Erlebnisgesellschaft, postmoderne Gesellschaft, Risikogesellschaft, spätkapitalistische Gesellschaft, Prekariatsgesellschaft oder als spezifisch schweizerische Gesellschaft). Gerade weil *die Gesellschaft* nicht existiert, existieren multiple Selbstbeschreibungen von Gesellschaft, die darum konkurrieren, diese unmögliche Totalität herzustellen und das Soziale zu fixieren, indem sie sich begrenzend schließen und eine Differenz als antagonistisches Anderes exterritorialisieren.

Da diese antagonistischen Schließungen nicht aus fundamentalen Ordnungsprinzipien deduziert werden können, ist das Soziale als „Effekt von Macht und

schluss an Derrida und Emmanuel Lévinas) Critchley 2008; Moebius 2003. Laclau (2007a) steht dieser Verbindung von Poststrukturalismus und Ethik kritisch gegenüber. Für eine Gegenüberstellung der Positionen Derridas und Laclau/Mouffes in Bezug auf das Verhältnis zwischen Ethik und Politik vgl. Sigglow 2009: insb. 65ff.

155 Laclau/Mouffe 2006 [1985]: 150.

156 Stäheli 2000: 34.

nichts als Macht“¹⁵⁷ zu lesen. Es „kann [...] nur in den Formen einer Macht bestehen, welche die Spuren ihrer Kontingenz verwischt hat“¹⁵⁸. Macht darf daher auch nicht mit Weber auf eine repressive Instanz zur Einschränkung der Handlungsmöglichkeiten des anderen verkürzt werden. Wie bei Foucault ist Macht für Laclau und Mouffe kein empirisches, sondern ein ontologisches Konzept: Macht ist das logische Komplement der radikalen Kontingenz. Sie ist sozialen Identitäten nicht äußerlich, sondern vorgängig.¹⁵⁹

Indem Laclau und Mouffe die machtvollestituierung antagonistischer Beziehungen als irreduzibles Konstitutivum sozialer Ordnung denken, proklamieren sie ein *Primat des Politischen* gegenüber dem Sozialen.¹⁶⁰ Das Politische lässt sich weder als schlichte Folge präkonstituierter Identitätsgruppen mit divergierenden Interessen und Werten denken, noch lässt es sich durch die liberale Unterscheidung zwischen öffentlich und privat erfassen.¹⁶¹ Es bezeichnet weder ein begrenztes Feld noch ein gesellschaftliches Funktionssystem, das nach dem binären Code ‚Machtgewinn-Machtverlust‘ kommuniziert, sondern die antagonistische *Logik*, die der Instituierung des Sozialen zugrunde liegt.¹⁶² Diese Logik

157 Vgl. Marchart 2008: 169 sowie zum Primat der Macht gegenüber der Identität die vielzitierte Formulierung Laclaus (1990a: 31): „The constitution of social identity is an act of power and [...] identity as such is power.“

158 Laclau 2007a: 149.

159 Vgl. Laclau/Mouffe 2006 [1985]: 27.

160 Vgl. Laclau 1990a: 36.

161 Aus einer hegemonietheoretischen Perspektive wird vielmehr deutlich, dass die Trennung zwischen öffentlichen und demzufolge politischen bzw. politisierbaren Angelegenheiten auf der einen und privaten und demzufolge nicht-politischen bzw. nicht-politisierbaren Angelegenheiten auf der anderen Seite eine grundlegende politische Operation ist, die dafür sorgt, dass die im privaten *oikos* verorteten Herrschaftsverhältnisse von der Selbstinstituierung der *polis* ausgeklammert bleiben (vgl. Laclau/Mouffe 2006 [1985]: 229).

162 Aufgrund der Zentralität des Antagonismus ist Laclau/Mouffes Begriff des Politischen in der „dissoziativen“, von Carl Schmitt geprägten Begriffstradition und nicht in der „assoziativen“ Tradition Hannah Arendts zu verorten (vgl. Marchart 2007a: 38ff.). Schließlich resultiert die Kommunalität zwischen Freunden, auf der ihre Fähigkeit zum gemeinsamen Handeln gründet, auf der Konstruktion eines inkommensurablen und bedrohlichen Feindes. Indes übersehen diejenigen, die Laclau/Mouffe auf ein Rezidiv eines Schmitt’schen Dezisionismus reduzieren (so etwa die Politologin Karin Priester 2012b), dass die beiden – ganz im Gegensatz zu Schmitt – Gesellschaft und Politik differenztheoretisch denken und daher nicht von vorgängigen Kol-

emergiert am Schnittpunkt von Unentscheidbarkeit und Entscheidung. Sie reflektiert die Tatsache, dass die Oszillation zwischen Kontingenz und Strukturalität, die das Soziale auszeichnet, nur als Effekt vorläufiger Grenzziehungen und pragmatischer Universalisierungen gedacht werden kann. Das Politische ist ein Terrain der Unentscheidbarkeit, das durch antagonistische Schließungen begrenzt wird und diese kontingenten Entscheidungen zugleich unterläuft. Es bezeichnet ein quasi-transzendentes Phänomen, das sich in der „Unmöglichkeit [manifestiert], das Soziale als objektive Ordnung einzurichten“¹⁶³.

Politik erschöpft sich vor diesem Hintergrund nicht darin, für die Interessen präkonstituierter Identitäten zu kämpfen. Politik bedeutet, „jene Identitäten in einem prekären und jederzeit anfechtbaren Terrain zu konstituieren“¹⁶⁴. Sie spielt nicht bloß eine beigeordnete Rolle bei der Konstruktion von Ordnung. Politik ist die konkrete „Praxis des Erzeugens, der Reproduktion und Transformation sozialer Verhältnisse“¹⁶⁵. Sie übernimmt die Aufgabe, eine temporäre Ordnung in der allgemeinen Unordnung der Welt zu erschaffen.¹⁶⁶ Sie versucht, die *différance* im Rahmen eines Netzes aus Differenzen zu arretieren oder aber dieses Netz aus Differenzen herauszufordern, indem sie antagonistische Grenzen einrichtet oder verschiebt.

Politische Projekte zielen darauf, dem Sozialen einen Grund zu verleihen, der es erlaubt, bestimmte Positionen als objektiv und legitim zu *zertifizieren* und andere als ideologisch und illegitim zu *dezertifizieren*.¹⁶⁷ Da es keine vorpolitischen Kriterien gibt, die spezifische Begründungen, Grenzziehungen und Zertifizierungen-Dezertifizierungen privilegieren würden, ist Politik prinzipiell als dezisionistische „*creatio ex nihilo*“¹⁶⁸ zu denken. Das meint jedoch nicht, dass Politik in einem struktur- und formlosen Raum operieren würde. Es heißt, dass das Soziale als spezifisch strukturierter und geformter Raum ein Resultat historisch-politischer *Formgebungen* ist, dass soziale Identitäten als Resultate politischer Entscheidungen begriffen werden müssen und daher politisch reaktiviert

lektiven ausgehen können (vgl. bereits Kapitel 4.2.3 des Theorieteils; Baschek 2010 insb. 45).

163 Laclau 1990a: 16.

164 Laclau/Mouffe 2006 [1985]: 26.

165 Ebd.: 193.

166 Vgl. Bech Dyrberg 1998: 43.

167 Zum Begriffspaar Zertifizierung-Dezertifizierung vgl. McAdam/Tarrow/Tilly 2008: 121, 157ff. u 204.

168 Laclau 1990a: 184.

werden können.¹⁶⁹ Politik kann daher als das ontische Pendant der politischen Ontologie gedacht werden. Wenn das Politische den irreduziblen „Spalt“ zwischen der Unentscheidbarkeit und der Entscheidung bezeichnet, den keine soziale Konfiguration final schließen kann, dann werden unter Politik die Anläufe verstanden, diesen Spalt durch hegemoniale Universalisierungsleistungen „provisorisch aufzufüllen“.¹⁷⁰

Da jeder dieser Versuche, jede (faktische und denkbare) Universalisierungsleistung, auf ein verworfenes „Anderes jenseits der Universalität“¹⁷¹ verweist, um sich zu konstituieren, geht es gerade nicht darum, der Partikularität politisch-ideologischer Repräsentationen ‚impartiale Maßstäbe‘ oder die ‚tatsächlichen Verhältnisse einer objektiv gegebenen Realität‘ entgegenzuhalten. Aus der politischen Ontologie lässt sich keineswegs eine Parteinahme für ein spezifisches politisches Projekt oder eine bestimmte politische Ordnung ableiten. Laclau argumentiert *konsequent postfundamentalistisch*: Wie mit der irreduziblen Offenheit umgegangen wird, welche sozialen Normen und welche politischen Institutionen der Unmöglichkeit von Gesellschaft antworten sollen, kann nicht philosophisch begründet, sondern nur politisch entschieden werden.¹⁷² Die politische Ontologie fordert lediglich anzuerkennen, dass es kein ‚Jenseits des Antagonismus‘ gibt und dass das Partikulare und das Universelle weder zusammenfallen, noch rigide voneinander getrennt werden können, sondern durch leere Signifikanten und die ihnen immanenten Ausschlüsse politisch vermittelt sind.¹⁷³

169 Laclau/Mouffes Konzeption von Politik und dem Politischen deckt sich weitgehend mit jener Claude Leforts (1990a: insb. 284), der Politik ebenfalls als grundlose und formgebende Instanz vorstellt.

170 Vgl. Bech Dyrberg 1998: 24.

171 Reckwitz 2006: 345.

172 Das zeigt sich insbesondere darin, dass das Prinzip der Unabschließbarkeit aus Laclaus Sicht keineswegs dazu auffordert, die Unabschließbarkeit im Rahmen einer *démocratie à venir* zu kultivieren und dem verworfenen Anderen gewisse Rechte zuzubilligen (vgl. Laclau 2007a: insb. 117f.). Laclau vertritt somit auch im Unterschied zu Mouffe eine konsequent postfundamentalistische Position (vgl. Hildebrand/Séville 2015: hier 27 u. 35), die sich einer „Ethisierung“ (Laclau 1999: 134f.; Stäheli 2001: 222) der dekonstruktivistischen Ontologie verwehrt.

173 Laclau (1999: 136) spricht in diesem Zusammenhang von einer „wechselseitigen Kontamination“ des Universellen und des Partikularen. Indem die Hegemonietheorie universelle Kategorien als temporäre Effekte antagonistisch organisierter Diskurse rekonstruiert, zitiert sie die postmoderne Universalismuskritik, vermeidet es aber, universelle Ordnungsbegriffe *a priori* als totalitär zu verwerfen.

Infolgedessen muss auch der Ideologiebegriff reformuliert werden.¹⁷⁴ Wenn jede Form von Objektivität und Legitimität von einem antagonistisch instituierten Wahrheitsregime abhängt, verliert der marxistisch geprägte und alltags-sprachlich sedimentierte Ideologiebegriff den Boden. Wenn es *vor* respektive *jenseits* der kontingenten Form des Antagonismus keinen wahrheitsverbürgenden Standpunkt gibt, dann lässt sich ideologisches und vermachtetes Wissen auch nicht von wahren, macht- und ideologiefreiem Wissen unterscheiden. Ideologie lässt sich daher nicht in den objektivistischen Kategorien von Verzerrung, Entstellung, Täuschung etc. konzipieren, sondern muss als streng deskriptive Kategorie in der Linie von Stabilisierung-Destabilisierung respektive Desorganisation-Reorganisation gedacht werden. Laclaus Ideologiebegriff ist folglich keineswegs pejorativ konnotiert.¹⁷⁵ Ideologie ist das Kernstück eines jeden politischen Projekts. Sie perpetuiert ein Ensemble von Schlussfolgerungsregeln, welche die Welt nicht nur sinnhaft ordnen, ihre ‚wirkliche Beschaffenheit‘ definieren, Zusammenhänge, Ursachen und Folgewirkungen festlegen und etwaige Lösungen plausibilisieren, indem sie dieses Ordnungssystem mit einem Grund versieht. Dieser Grund schirmt eine Gesellschaft zeitweilig vor ihrer Infragestellung ab, indem er die geschöpften Identitäten naturalisiert und so den unentscheidbaren Charakter ihrer Institutionierung verschleiern. Ideologie ist der notwendige und notwendig scheiternde Versuch, durch Schließungen einen Horizont des Sagbaren zu konstruieren, der einen gegenhegemonialen Mythos zu einem zeitweise unhintergehbaren sozialen Imaginären avancieren lässt.

4.6 DIE POLITISCHE ETHIK DER RADIKALEN DEMOKRATIE

Demokratie und Emanzipation können infolgedessen auch nicht als Überwindung von Macht und Ideologie gedacht werden.¹⁷⁶ Es geht gerade nicht darum, Macht und Ideologie aus politischen Willens- und Identitätsbildungsprozessen zu eliminieren und einen wahrheitsverbürgenden ultimativen Grund von Gesellschaft freizulegen. Um das demokratische Ideal einer nicht-determinierten und konfliktiven Selbstinstitutionierung von Gesellschaft anvisieren zu können, muss po-

174 Vgl. Laclau 1997; erläuternd Hirsland/Schneider 2011; zum Ideologiebegriff einer marxistisch begründeten Ideologiekritik Eagleton 1993.

175 Vgl. zu Laclaus Ideologiebegriff Laclau 1997 u. 2007b: 38f.

176 Vgl. exemplarisch Laclau/Mouffe 2006 [1985]: 26.

litische Willensbildung als *phronesis* konzipiert werden, d.h. als macht- und ideologieimmanente Herstellung von Plausibilität, die auf die Einrichtung eines provisorischen, politisch anfechtbaren Grundes abzielt.¹⁷⁷ Dieses Prinzip der Willensbildung setzt seinerseits ein soziales Imaginäres voraus, das die Geltung von Freiheits- und Gleichheitsrechten sowie ein Bewusstsein für die Kontingenz der eigenen Identität als unbedingte Bezugspunkte von Politik verankert.

Somit entgeht die Hegemonietheorie dem Relativismus-Vorwurf, mit dem postmoderne und poststrukturalistische Theorien notorisch konfrontiert werden.¹⁷⁸ Es ist zwar richtig, dass sich aus der ontologisch gesetzten Unentscheidbarkeit keine normativen Kriterien ableiten lassen, die bestimmte politische Inhalte vorschreiben würden. Jedoch manifestiert sich in dem theorieimmanenten Ausschluss des Phantasmas einer versöhnten Gesellschaft ein antitotalitäres „ethisches Apriori“¹⁷⁹. Laclau/Mouffes Entscheidung für Poststrukturalismus und Hegemonietheorie ist insofern durchaus als „normative Stellungnahme“¹⁸⁰ zu begreifen. Schließlich fordert ihr Theorieprojekt dazu auf, das paradoxe Verhältnis von Unentscheidbarkeit und Entscheidung sichtbar zu machen und als ethischen Horizont von Politik und Gesellschaft präsent zu halten, anstatt fundamentale Gerechtigkeitsprinzipien zu ermitteln und in eine normative Ordnung zu gießen, über die erhabene Letztinstanzen bestimmen.

Die postfundamentalistisch begründete Differenz zwischen Politik (dem Ensemble der getroffenen Entscheidungen) und dem Politischen (dem negativen Hintergrund der Unentscheidbarkeit, der Entscheidungen erfordert) erweist sich insofern selbst als demokratietheoretisch relevant. Das Spezifikum demokratischer und pluralistischer Gesellschaften besteht nämlich darin, dass sie den Spalt zwischen den getroffenen politischen Entscheidungen und dem negativen Horizont der Unentscheidbarkeit präsent halten.¹⁸¹ Der ethisch-politische Auftrag lautet daher, die Spuren der Macht, die historische Entscheidungen hinterlassen haben, lesbar zu machen und ein Bewusstsein für die politischen Ausschlüsse zu schaffen, die jeder sozialen Ordnung innewohnen. Entsprechend zeichnet sich das von Laclau und Mouffe favorisierte politische Projekt der radikalen und pluralen Demokratie weder dadurch aus, dass es besonders gute, gerechte oder ver-

177 Zur Adaption des aristotelischen Konzepts der *phronesis* vgl. Laclau 1989: 79.

178 Für eine besonders scharfe Neuauflage dieser Kritik vgl. etwa Priester 2012b.

179 Aronowitz 1989: 52.

180 Hildebrand/Séville 2015: 40 sowie Brodocz 2000: 39.

181 Insofern eine hegemonietheoretisch informierte Gesellschaftsanalyse genau hierauf abzielt, lässt sie sich als „performativ radikaldemokratisch“ bezeichnen (vgl. Hildebrand/Séville 2015: 39).

nünftige *Outputs* produziert, noch dass es den Zugang zu politischer Macht an die objektive Repräsentation vorgängiger Interessen koppelt. Vielmehr zielt es darauf, die Kontingenz der getroffenen Entscheidungen und der sozialen Identitäten zu visibilisieren, politisch zu prozeduralisieren und die ihnen eingeschriebenen Herrschaftsverhältnisse mit einem liberaldemokratischen Imaginären zu konfrontieren, das die Geltung von Freiheits- und Gleichheitsrechten als unhintergehbaren Horizont von Politik verankert.

